

LESEPROBE

XXI-LESEPROBE:  
JOHNALBA.DE

JOHN ALBA

ZWINGER

MYSTERY-THRILLER

*John Alba*

John Alba  
**Zwinger**  
*Mystery-Thriller*

∞

*Leseprobe*

*Mehr Info über das Buch & seinen Autor*  
*johnalba.de*

*Alle Rechte vorbehalten.*  
*(c) John Alba 2016*  
*john@johnalba.de*

## **Dienstag**

Göttin, hilf mir!

Ananya zerrte an ihrer Kette. Die Hornhaut um ihr Fußgelenk ließ sie das unnachgiebige Metall kaum spüren. Der Computermonitor am anderen Ende des Zimmers zeigte ihr Spiegelbild: ein zierliches Mädchen, an einen Heizkörper gekettet. Was der Spiegel verschwieg: Das Mädchen war fünf Mal schon gestorben.

Ananya zog ihren Sweater aus, knotete einen Knubbel in einen Ärmel und machte sich an die Arbeit.

Sie würde kein sechstes Mal sterben.

## Dienstag

Warum kehren deine Toten zurück, wieder und wieder? Erst füllen sie nur deinen Kopf, bevölkern deine Träume. Irgendwann aber quellen sie in dein Leben und überschwemmen alles Gute darin. Kannst du es verhindern? Kannst du dein Leben so mit Leben vollstopfen, dass darin kein Platz mehr für den Tod ist?

Martin ging nach draußen zum Geräteschuppen, sein Atem dampfte in den Herbstmorgen. Könnte er den Albtraum der Nacht ausatmen, wäre der Dampf rabenschwarz. Er schüttelte sich und setzte ein trotziges Lächeln auf.

Am Horizont über dem Schwarzwald schichteten sich die ersten Farben der Dämmerung. Der Rauch aus dem Kamin duftete. Martin liebte diesen Geruch und er liebte es, morgens als Erstes den alten Holzofen von DeDietrich anzufeuern. Er mochte die Vorstellung, dass es Eva und Marie kuschlig warm hatten, wenn sie sich an den Frühstückstisch setzten. Die Kaffeemaschine lief. Er war wieder im Opel gewesen in seinem Traum. Seine Mutter und sein Vater hatten gestritten. Wie damals vor fast vierzig Jahren.

Denk nicht mehr daran.

Aus dem Schuppen – hatte er die Tür offengelassen? – holte er die Sense, den Wetzstein und einen Stuhl. Er setzte sich und machte sich an die Arbeit. Nichts vertrieb schneller seine schlechte Stimmung als die Arbeit mit den alten Werkzeugen und Maschinen.

Die verrostete Sense entpuppte sich als antikes Prachtexemplar, ein Geschenk von einem Bauer aus Sankt Blasien. »Zur Wiederbelebung«, wie der Mann sich ausgedrückt hatte.

Martin genoss seine ehrenamtliche Arbeit für das kleine Museum, auch wenn er dafür so früh aufstehen musste, er genoss die kniffligen Arbeiten an den alten Gerätschaften. Er war stolz darauf, dass er so ziemlich alles reparieren konnte, womit Landwirte in den letzten hundertfünfzig Jahren ihr Geld verdient hatten.

Er genoss den Anblick seines freundlichen Bauernhauses in gelb und weiß, das Holz ein warmes Grau, an dem rote Rosen hochrankten, sogar um diese Jahreszeit noch. Das Haus war paradiesische Insel und Burg zugleich. Noch immer betrachtete er sich jeden Tag stolz, was er und Eva aus der Ruine gemacht hatten. Er hatte die Wiederbelebung, diese elf Jahre ausgekostet, den Lärm, den Dreck, die Erschöpfung, das zufriedene Lächeln auf Evas Gesicht nach jedem geschafften Stück, ihr triumphierendes Lachen nach jeder gemeisterten Panne. Er hätte Lust, wieder von vorn anzufangen. Beim zweiten Mal würde er weniger teure Fehler machen. Ihretwegen gehörte das Haus zur Hälfte der Bank.

»Autsch.« Blut wellte unter einem kleinen Schnitt an seiner Daumenkuppe. Er nuckelte daran.

»Der Papa lutscht am Daumen? Was ist das für ein Vorbild für Marie?« Eva trat aus der Küchentür und Martins Albtraum verlor an Kraft. Eva vertrieb die Düsternis aus seinem Leben. Sie besaß diese wunderbare Fähigkeit heute mit fünfunddreißig wie damals mit dreiundzwanzig, als sie zusammenkamen. Zwar

war sie zehn Jahre jünger als er, aber mit ihren einsfüfundachtzig fast genau so groß. Nach einem Trickfilm hatte Marie gesagt: »Bärenpapa und Bärenmama, das seid ihr.« Eva strahlte selbst in ihrem alten Bademantel so viel Wärme aus wie Sex-Appeal. Der lag in der kleinsten ihrer Bewegungen, sinnlich wirkten die und zugleich stolz, er lag in ihrem Blick, der dich ganz gefangen nahm, in ihren fein geschwungenen Lippen. Nein, nur er war ein Bär. Nach all den Jahren war ihm Evas Anblick nie schal geworden. Und trotzdem ...

»Hat der Sensenmann Marie gesehen?« Eva rieb ihre Arme. Ihre noch schlafverstrubbelten blonden Haare wallten über ihre Schultern.

»Hast du in ihrem Bett nachgeschaut?«

»Da wollte ich sie gerade rauswerfen.«

»So früh? Kindergarten ist doch erst um halb acht.«

»Schon vergessen, alter Mann? Seit drei Tagen besteht sie darauf, mit uns zu frühstücken.«

»*Ohne Bärenkind ist der Tisch ganz leer.*« Marie und ihre Einfälle. Er sah, wie Eva fror. »Geh du rein suchen, ich sehe hier draußen nach.« Er hatte eine Idee, wo er Marie finden würde.

Er trat zum Schuppen und legte die Hand an die Klinke. Sie war *heiß*. Er zuckte zurück. Vorsichtig fasste er den polierten Griff ein zweites Mal an. Kühl. Wie zu erwarten nach einer kalten Herbstnacht.

Das Gurtschloss in seinem Albtraum war heiß gewesen. Er konnte es nicht öffnen, sich nicht befreien. Er hockte da auf dem Rücksitz und durch die Seitenscheibe glotzten ihn Augen an.

Zu große Augen für ein Reh oder ein Wildschwein.

Er atmete durch. In der Küche klapperte Eva mit Geschirr. Auf der Straße rumpelte der Lieferwagen der Bäckerei Reuss vorbei, und Martin winkte der Juniorchefin hinterm Steuer zu. Alles wie immer.

»Wiedehopf?«, flüsterte er. »Wo ist mein Wiedehopf?«

»*Pupu!!!*«, kam der täuschend echt klingende Ruf aus dem Dunkel.

Marie ging es gut. Erleichterung durchflutete Martin wie warmes Blut.

»*Pupu pupu!!!*«, rief sie.

Er machte Licht. An drei Wänden stapelten sich Haufen aus modrigem Holz und rostigem Eisen. Andere sahen Gerümpel, er sah Antiquitäten, Chancen und viel, viel Arbeit. Alte Rechen und Hacken, Pflugscharen und Pflugsechen, Grindeln und Riester, eine Federzinkenegge und eine Telleregge, die angeblich aus napoleonischer Zeit stammte, ein Grubber zur Lockerung der Winterfurche, eingätzt das Jahr 1873. Seine Schätze.

Sein größter Schatz versteckte sich unter dem Leiterwagen, seiner letzten Erwerbung, für die er noch keinen Platz gefunden hatte. Mit einem Ächzen senkte er seine hundert Kilo in die Hocke.

»Das Bärenfrühstück wartet«, sagte er. »Lea wird dich im Kindergarten vermissen.«

»Ich klemme!«

Martin beugte sich tiefer unter den Leiterwagen und sah einen von Maries immer nackten, immer schmutzigen Füßen ungeduldig zappeln.

»Soll ich dich rauskitzeln? Oder muss ich dich von oben bis unten mit Fett einschmieren, damit du rausflutschst?«

»Neiiiin.«

Schwer atmend legte Martin sich auf den Bauch, um besser unter den Wagen zu langen. Eine Spinne trippelte vor seiner Nase vorbei. Behutsam schob er sie aus dem Weg.

»Das kriegen wir hin«, sagte er, »und wenn nicht hin, dann eben her.«

»Nicht kitzeln«, warnte Marie. Sie hatte sich den linken Arm über der Vorderachse eingeklemmt. Wie schafften es Kinder bloß immer wieder, sich in ein paar Sekunden in solch unmögliche Situationen zu bringen?

Martin verzog das Gesicht. Er war der Letzte, der diese Frage stellen sollte.

»Mach deine Hand flach. Die eingeklemmte. Du weißt schon, Karatehand wie Hong-Kong-Pfui.«

Sanft zog er an Maries Ärmchen, das ihm so dünn und verletzlich vorkam wie Vogelknochen. Dann beging er einen Fehler: Er sah nach oben. Sofort zog sich seine Brust zusammen. Dabei lag er gerade mal bis zu den Schultern unter dem Wagen. Und trotzdem. Er atmete schwer, konnte sich nicht mehr bewegen. Schweiß kitzelte seinen Nacken. Der Boden des Leiterwagens senkte sich auf ihn.

Wieso war der Albtraum zurück? Wieso jetzt? Und warum belog er sich weiter und akzeptierte den Traum nicht als das, was er war: eine Erinnerung?

»Papa?« Maries Stimme brach den Bann.

Martin stieß den Atem aus.

Flink krabbelte Marie unter dem Wagen heraus.

»Papa!«, rief sie. »Also wirklich, was tust du denn da auf dem Boden? Hush-hush, du musst deine Maschinen verkaufen.« Und weg war sie.

Martin wünschte sich keine Termine heute, nicht den offiziellen bei Bauer Gründle, und nicht einmal den ganz und gar inoffiziellen danach.

Er stand auf und klopfte sich den Staub ab. An der Schuppentür zögerte er. Marie lachte und Eva fiel in ihr Lachen ein, drüben in der Küche. Unendlich weit weg.

Martin schloss die Schuppentür von innen, sperrte ab und ging zu einem der Regale. Er stieg auf eine Kartoffelkiste und holte einen alten Reisekoffer vom höchsten Bord. Staub wallte ihm ins Gesicht und er spuckte.

Im Koffer rasselte und rumpelte es, als er ihn auf die Werkbank wuchtete. An dem rostigen Rädchen stellte er die richtige Zahlenkombination ein, öffnete den Deckel und starrte eine Minute nur auf das, was im Koffer lag. Das letzte Mal geöffnet hatte er ihn, als sie hier eingezogen waren. Er hatte sich fest vorgenommen, ihn nie mehr aufzumachen. Schuld daran, dass er es trotzdem tat, war der Traum von letzter Nacht.

Der dunkelbraune Bürstendackel kugelte auf die Seite. Ein Erbstück von seinen Großeltern: ein geschnitzter Dackel mit zu rundem Kopf, der auf den Hinterbeinen saß und Männchen machte, halb so groß wie sein lebendiges Vorbild. Durch seine hölzerne Flanke bohrte sich ein Tunnel. Darin hatte eine von zwei Schuhbürsten gesteckt. Die andere hatte der Dackel in den aus-

gestreckten Pfoten gehalten. Die abgeschabte Schnitzerei war weder besonders schön noch besonders hässlich. Sie roch fern nach Mottenkugeln.

Martin stellte den Dackel im Koffer auf und holte die Teile der alten Balkenwaage aus Messing heraus, die nur noch aus dem Waagenbalken und den zwei Schalen an Ketten bestand. Mit zitternden Händen hängte er dem Dackel den Balken in die rechte Pfote, sodass die Waagschalen ausbalanciert herunterhingen.

Leere Schalen.

Die ganze Zeit spielte etwas wie ein alter Song in seinem Kopf.

*Bitte, bitte, böses Biest, bitte lass mich leben /*

*Bitte, Biest, lass mich dir dafür meine Eltern geben.*

Er murmelte die Verse automatisch vor sich hin.

Es war kein Song. Es war ein *Gebet*. Eins, das er sich selbst ausgedacht hatte. Die Scham brannte warm auf seinen Wangen. Er war sieben gewesen, als ihm die Verse einfielen, er hatte im Gurt eines Autos festgehangen, während seine Mutter und sein Vater still auf ihren Plätzen lagen, tot oder beinahe tot. In jener Nacht hatte er das nicht gewusst.

Er hatte nichts als Angst gehabt.

Er richtete das Gebet an das Ding, das ihn von draußen durch die Scheibe ihres verunglückten Autos anstarrte. Er hatte nicht gesehen, was es war. Was sonst als ein Wildschwein?

Für den siebenjährigen Martin war es ein Monster gewesen. Ihm hatte der kleine Junge seine Eltern opfern wollen, um sein Leben zu retten.

Das Monster hatte die Eltern nicht genommen.

Ein paar Tage danach hatte Martin ihm einen Altar eingerichtet. Einen Opferstock. Vor ihm betete er zu dem Monster, weil es ihm viel näher war als Gott.

Martin, schon mit sieben gut im Rechnen, hatte ein Gelübde abgelegt: Zum Dank dafür, dass das Monster seine Eltern und ihn am Leben gelassen hatte, würde er ihm so lange Opfer bringen, bis er ihr gemeinsames Lebendgewicht abgearbeitet hatte. Ein fairer Handel, so dachte er damals. Darüber lachen, wie es der kindische Unsinn verdient hatte, konnte selbst der erwachsene Martin nie.

Jetzt legte er die winzigen Gewichte in die rechte Schale, das kleinste wog ein Gramm, das größte einhundert.

Damals sammelte er Würmer für die Waagschalen, ein großer wog zwei Gramm, er sammelte Molche, der größte brachte siebenundvierzig Gramm auf die Waage. Er fand aus dem Nest gefallene Spatzen, die zwölf oder fünfzehn Gramm wogen. Über jedes einzelne Gewicht führte er Buch.

Bald wurde ihm bewusst, wie schwer seine Aufgabe war. All die kleinen Tiere wogen fast nichts, er und seine Eltern aber brachten es zusammen auf einhundertvierundneunzig Kilogramm. Er bedauerte jeden Tag, dass er dem Monster in seinem Gelübde etwas Lebendiges versprochen hatte.

Er hatte das Morden schnell satt. Aber die Angst, das Monster zu verärgern, ließ ihn den Ekel schlucken und die Heimlichtuerei weitertreiben. Niemand durfte erfahren, wofür er all die Tiere fing und was er nachts in seinem Zimmer trieb, schon gar nicht seine Eltern.

Das Größte, was in der Waagschale Platz fand, war eine Amsel. Sie wog achtundneunzig Gramm. Diese Beschränkung erleichterte ihn. Denn was hätte er noch alles für seinen Opferstock ermordet? Die Katze von Kesselbauers nebenan? Oder den nervigen Terrier seines Freundes Nick?

Aus einer Innentasche des Koffers holte der erwachsene Martin das Buch mit seinen Aufzeichnungen. Säuberlich vermerkt in vergilbten Spalten standen dort die Tiere, das Datum ihres Opfertodes, ihr Gewicht. Und, als Zwischenstand, nach jedem Opfer das Gesamtgewicht.

Martin hatte aufgehört, den Tieren die Namen von Freunden, Familie, Sportkameraden, Lehrern und Nachbarn zu geben, nachdem er jeden geopfert hatte, den er kannte. Er hatte aufgehört, Tiere zu sammeln und zu töten, als er siebzehn Kilo und einhundertneunzehn Gramm beisammen hatte.

Was empfand er heute für den kleinen Jungen und seine absonderliche Religion? Mitleid. Trauer. Abscheu. Verständnis. Vor allem fühlte er sich ihm nahe, viel zu nahe.

Seine Opfer hatten nicht aufgehört. Inspiriert von einem gruseligen Abenteuerfilm um Sindbad den Seefahrer und einen bösen Zauberer hatte er sich in den kleinen Finger geschnitten – und sein eigenes Blut in die Waagschale rinnen lassen. Jeden Tag. Manchmal hatte er gerade mal fünf Gramm opfern können, bis er den Anblick nicht länger ertrug. An einem anderen Tag hatte er die Schale mit hundertachtunddreißig Gramm seines Blutes bis zum Rand gefüllt.

Seine Mutter wunderte sich nicht über seine kleinen Schnittwunden an allen möglichen Stellen seines Körpers. Er war ein acht-, neun-, zehnjähriger Junge auf dem Land, der die meiste Zeit draußen spielte – da verletzte man sich andauernd an Dornen, zog sich einen Spleiß, fiel hin, raufte und wurde von einer Katze gekratzt oder von einem Mädchen.

Damals hatte er gelernt, zu lügen und zu täuschen. Er war nie sonderlich gut darin und doch nie erwischt worden. Stolz war er darauf nicht.

Als er siebenundneunzig Kilogramm zusammen hatte – Tiere und Blut – war er elf und fühlte sich zu alt für dieses lachhafte Gelübde. Er lenkte seine Aufmerksamkeit auf Wichtigeres: auf das Gymnasium, auf neue Freunde und unentdeckte Mädchen. Der Unfall lag vier Jahre zurück, zu der Zeit fast sein halbes Leben.

Er versteckte alles in einer alten Schachtel in einem Wandschrank seines Zimmers. Später zogen der Bürstendackel, die Waage und das Buch in den alten Koffer um.

Einmal im Jahr aber holte Martin seinen Altar noch hervor, am Jahrestag des Unfalls im Februar, und er hatte es getan, bis er Eva kennenlernte. Dann hatte er diesem Teil seiner Vergangenheit abgeschworen.

Bis heute.

»Martin?« Eva rüttelte draußen an der Tür. »Was ist los? Dein Kaffee wird kalt. Wieso hast du abgeschlossen?«

»Alte Gewohnheit, sorry. Komme sofort.«

Er wartete, bis sich Evas Schritte entfernten, dann nahm er ein Messer aus einer Schublade – abgeschlossen wegen Marie – und presste die Klinge auf die



Kuppe seines kleinen Fingers der linken Hand. Er zögerte. Aber dieser Traum ließ ihn nicht los ...

»Bitte, bitte, böses Biest«, murmelte er, »bitte lass mich leben. Bitte, Biest, lass mich dir dafür meine Eltern geben.«

Er ritzte sich den Finger und ließ ein paar Tropfen Blut in eine der Schalen fallen. Fünf Gramm, so viel lag an Gewichten in der anderen.

Seine Eltern lebten nicht mehr.

An dem blutenden Finger lutschend säuberte er die Waagschale und räumte den Altar weg. Einem Impuls gehorchend, wollte er die fünf Gramm in die Tabelle eintragen. Aber der Bleistift brach ab und er ließ es bleiben.

Nein, Dicker, das ist kein schlechtes Omen.

»Muss ich wirklich da raus?« Martin wärmte die Hände an seiner Tasse. »Wir machen alle blau und fahren ins Elsass in diesen Tierpark ...«

»Ja!«, rief Marie mit vollem Mund und Müsli suppte über ihr Kinn. »Ich will zu den Affen.«

»Dein Kindergarten ist voll davon.« Eva wischte ihr den Mund ab. Zu Martin sagte sie: »Du schaffst das schon. Du wickelst diesen sturen Bauer um den kleinen Finger. Und ich hab meine Überstunden alle abgefeiert.«

»Wie kann eine so vernünftige Frau einen Mann wie mich heiraten?«

»Das war das Vernünftigste, was ich je getan habe.« Sie küsste ihn. »Rasieren?«

»Soll der Friseur am Samstag gleich mit übernehmen. Ich passe mich meinen Kunden an. Verkaufspsychologie. Gründle sieht selbst aus wie Knecht Ruprecht in Gummistiefeln.«

»Wann ist endlich Weihnachten?«, fragte Marie.

»Dauert noch ein bisschen, Wiedehopf.«

»Viel Zeit, um viele Geschenke zu kaufen«, sagte Marie mit makelloser Logik.

Eva und Martin tauschten einen Blick und schmunzelten. Er schaute weg und stand auf.

»Ich versuch, heimzukommen«, sagte er.

»Lieber nicht.« Eva nahm seine Hand und wollte seine Finger küssen.

Er zog die Hand weg.

»Ich hab mich schwer verletzt.« Er setzte eine Leidensmiene auf und wackelte mit dem kleinen Finger, wo der winzige Schnitt schon nicht mehr blutete.

»Du Weichei.« Sie lächelte. »Du übernachtetest im Hotel. Ich mache mir mehr Sorgen, wenn du todmüde Auto fährst, als wenn du in einem fremden Bett schläfst. Und Finger weg vom Handy während der Fahrt!«

Ihr Lächeln wirkte so arglos. Dabei war einer der wenigen von Evas Fehlern ihr ständiges Misstrauen – bloß ihm vertraute sie ohne Vorbehalt.

»Ich liebe dich«, sagte er mit Inbrunst – selbst nicht weniger erstaunt über diesen Satz als Eva. Er hatte ihn eine Weile nicht mehr benutzt. Aber was er gesagt hatte, stimmte, immer noch und trotz allem.

»Ich liebe dich«, sagte Eva. An der Haustür umarmte sie ihn. »Noch mehr liebe ich dich, wenn du am Samstag endlich das Gartentor schmierst.«

Der Backofen piepte.

»Piep, piep«, rief Marie von der Küchentür.

»Die Brötchen«, sagte Eva und schob Martin lächelnd von sich.

»Heiß wie Hölle mit Nutella«, rief er und zuckte bei den eigenen Worten zusammen. So schreckhaft? Er hätte den Altar im Koffer lassen sollen. Seine Kleine mochte den Spruch. Deshalb benutzte er ihn, es gab keinen dunklen Hintergrund, keinen Zusammenhang mit dem dummen Ritual eines kleinen Jungen. Er ging in die Hocke und hielt seine rechte Hand hoch.

»Sag zum Abschied ...«, rief er halbherzig. Ihr altes Spiel, das Marie so liebte. Sie spielten es jeden Morgen. Statt mitzuspielen, verschwand Marie in der Küche.

»Dann schulde ich dir einen Abschied«, rief er und ging hinaus. Er sah nach oben, die Wolken hingen tiefer. Er konzentrierte sich auf das Blau darüber, alles blau. Sein Leben war so voll mit guten und richtigen Dingen, da war kein Platz für Albträume und finstere Erinnerungen. Oder für Blutopfer.

»Komm ganz wieder«, rief Eva ihm nach.

»Ich versuch's.«

Wie ganz kann ein Mann sein, der versucht, seine Liebe auf zwei Frauen aufzuteilen?

## Dienstag

Draußen fuhr ein Auto davon. Ananya stellte das Tablett mit ihrem unangetasteten Frühstück auf den Boden, kauerte sich in die Ecke ihres Bettes und sah den Schatten zu, wie sie von der Sonne vertrieben wurden. Der Geruch nach Haferflocken mit Milch ließ ihren Magen grummeln, aber sie rührte nichts an. Mehr als ein Jahr lebte sie nun schon bei der blonden Frau. Die Tage häuften sich, an denen ihr erster Gedanke nicht ihrer Familie galt, nicht ihrem Leben in Haora. Ausgerechnet die Kette, mit der die Frau sie an den Heizkörper gefesselt hatte, bewahrte die Erinnerung.

Sie kannte die Zeitschriften auf Englisch und Deutsch, die sich neben dem Bett stapelten, *Joy* und *TV Spielfilm* und *Newsweek* und viele mehr. Sie hatte jede davon so lange gelesen, bis sie die Wörter verstand, sie las weiter und die Wörter verloren ihre Bedeutung wieder. Sie kannte die Schritte der Frau draußen im Flur und auf der Treppe, erkannte jede Stufe an ihrem Klang. Sie kannte die Schreie der Frau in der Nacht. Sie wusste, welche Träume sie quälten.

Mit den Fingern kämmte Ananya ihr langes, schwarzes Haar. Sie wünschte sich Öl, um es zum Glänzen zu bringen. Letzte Nacht hatte sie von ihrer Dida geträumt, hatte ihre Füße zur Begrüßung berührt. Sie träumte häufig von ihrer Großmutter, ihrem Haus von der Größe einer Klippe inmitten eines steinernen Meers aus Häusern, mit ihrer Wohnung von der Größe eines Mauselochs und dem geschnitzten Bett wie eine Insel darin. Manchmal träumte sie von dem Gesang der Vögel hier in Deutschland. Sie sehnte sich danach, ihre Lieder zu hören, das Fenster zu öffnen, die Kette abzulegen und hinauszuspringen und über den Wäldern davonzufliegen. Wie willkommen wäre ihr sogar das Krächzen der Möwen auf den Müllkippen von Haora!

Keine Zeit für Sehnsucht. Die Frau war einkaufen gefahren. Das musste sie ausnutzen. Ananya zog ihren Sweater aus, knotete einen harten Klumpen in einen Ärmel und wirbelte ihn Richtung Computer. Der schwarze Computerklotz stand unter dem Schreibtisch, links neben der Tür, alles davon wegen ihrer Kette unerreichbar. So zumindest dachte die Frau.

Beim vierten Versuch traf der Ärmelklumpen den breiten runden Schalter des Computers unter dem Tisch und das Gerät erwachte rauschend zum Leben. Ein glücklicher Schlag, und einer war fast jedes Mal, ein gesegneter Schlag. Danke, Devi.

An die Computermaus zu gelangen, gestaltete sich wie immer am schwierigsten. Nicht jedes Mal schaffte sie es. An diesem Morgen verbrachte sie eine Viertelstunde damit, dann endlich traf der Sweater die kabellose Maus und stieß sie vom Tisch. Sie zu sich heranzuziehen, gelang Ananya beim vierten Versuch.

Als Unterlage für die Maus benutzte sie eine der Zeitschriften, die ihr die Frau stapelweise brachte, damit sie ihr Deutsch und ihr Englisch verbesserte. Leider erklärte keine der Zeitschriften die Dinge, die Thomas in seinen Computer geschrieben hatte.

»Ein Pyramiden-Neuron«, las Ananya laut in den Aufzeichnungen des toten Mannes, sie las langsam und bemüht deutlich, »ein Pyramiden-Neuron mit Dendriten-Baum exprimiert grün fluoreszierendes Protein. *Aequorea victoria*.« Sie wiederholte den Satz ein paar Dutzend Mal, bis sie ihn fehlerfrei hinbekam. Sie war zwölf geworden, zu Beginn des Monsuns, nur dass es hier keinen Monsun gab. Der Computer hatte ihr den Tag verraten. Die Frau durfte nie erfahren, dass sie ihn einschalten konnte und regelmäßig benutzte. Leider hatte er kein Internet, mit dem sie Hilfe rufen konnte. Dafür fand sie in ihm etwas anderes, das ebenso viel wert war. *Geheime Informationen*. Diese Informationen waren es, die sie seit Monaten am Leben hielten.

»Tripeptidsequenz«, las sie weiter und verhaspelte sich sofort und musste lachen.

Die Frau hatte ihren Thomas geliebt. Das war das Einzige, was Ananya an ihr verstand. Sie hatte keine Familie. Was musste das für ein Leben sein, so ganz ohne Schutz und ohne Wärme. Wie weh musste es tun, draußen an den Häusern einer Stadt vorbeizugehen und durch die Türen und Fenster den Familien zuzusehen, wie sie aßen, sich stritten und versöhnten, wie sie schliefen und lebten und niemals für sich alleine sterben mussten.

Ananyas eigene Einsamkeit lastete auf ihr wie das Haus, das auf den Vetter ihrer Ma gefallen war und ihn unter sich begraben hatte. Zu Hause war sie nie allein gewesen, keine fünf Minuten, nicht mal in ihrem Bett, das sie sich mit zwei ihrer Schwestern teilte. Selbst draußen, wenn sie neben den Bahngleisen ihren Darm entleerte, saßen andere bei ihr und redeten, redeten, redeten über Kleider und Handys und Essen und über den Tratsch in ihren Familien.

Ananyas Blase drückte, und sie zog den Nachttopf zwischen zwei Stapeln mit Katalogen heraus und erleichterte sich. Sie betrachtete ihren Urin. Sie hatte häufig Bauchweh, das ja, und alle paar Tage litt sie unter Verstopfung. Ihre Säfte waren in Unordnung. Aber das lag mehr an dem Essen, das die Frau kaufte. Und nicht an einem *Geist* in ihr drin.

Oder?

Ananya setzte den Deckel auf den Topf und wusch sich mit dem Wasser aus einem zweiten Eimer. Obwohl ihr die Frau ein anderes, unreines Verhalten beibringen wollte, wusch sie sich wie daheim in Indien: indem sie sich das Wasser ins Gesicht warf. Danach stellte sie sich vors Fenster und betrachtete ihr graues, durchsichtiges Spiegelbild. Sie musste jede Gesellschaft nehmen, die sie in dieser Einsamkeit bekam. Der Gedanke ließ sie schmunzeln. Das Mädchen im Spiegel schmunzelte zurück.

Etwas veränderte sich in ihr drin. Sie freute-freute sich auf die neue Ananya, aber sie hatte auch Angst vor ihr. Da begriff sie: Sie hatte Angst, weil sie nicht länger untätig bleiben und alles dulden würde. Sie stand kurz davor, etwas zu *tun*. Nur was, das wusste sie noch nicht.

Der Computer rauschte wie ein Chor aus Geisterstimmen. Mit einem zittrigen Mausklick schaltete sie ihn aus und wog die Maus in der Hand. Das war der Moment, den sie jedes Mal am meisten fürchtete.

Warf sie zu fest und fiel die Maus vom Tisch und außer Reichweite, musste die Frau Verdacht schöpfen. Sie würde schnell darauf kommen, dass Ananya den

Computer benutzte und dort all die Wörter und Erinnerungen fand, mit denen sie die Frau seit einem Jahr an der Nase herumführte.

Bisher hatte das mit dem Werfen funktioniert.

Ananya zwang ihre zitternde Hand zur Ruhe und warf die Maus in einem sanften Bogen. Mit einem schön-schönen Knall landete sie auf der Tischplatte, fast genau dort, wo sie vorhin gelegen hatte.

Ananya atmete durch.

Dann aber schimpfte sie mit sich. Sie durfte sich nicht über Erfolge freuen, die keine waren. Noch immer hockte sie hier im Zimmer fest, gefangen und abhängig von den Lügen, die sie der Frau erzählte. Jeder Tag konnte die Entlarvung, die Rückkehr in den Keller bedeuten – dieses Mal zum letzten Mal.

Sie würde entkommen. Ihre Dida würde ihr helfen und die Göttin Devi auch. Jede auf ihre Weise.

Den Rest musste sie alleine schaffen. Sie nahm die Schüssel mit den Haferflocken und aß. Sie brauchte Kraft.

## Dienstag

Die Autobahn führte bergab und in eine Schneise hinein. Eine Sekunde überkam Martin Schwindel. Als würde ihn die Straße tief ins Erdinnere leiten. Heiß wie Hölle. Weshalb musste er seiner kleinen Tochter solche Wörter beibringen? Wohin sollte seine Affäre mit Mimi führen?

Wohin sonst als zu einem Herzbruch für sein kleines und für sein großes Mädchen?

Es tat ihm weh, wie abweisend Marie ihn vorhin behandelt hatte. Was ging in ihr vor? Was davon war seine Schuld?

Er warf dem Foto seines kleinen Mädchens auf dem Armaturenbrett des Firmenaudis einen beschämten Blick zu und betrachtete missmutig den am Rückspiegel baumelnden Keiler. Eva hatte ihn ausgesucht, ein Glücksbringer. Er fand ihn gruselig: der starre Blick aus schwarzen Glasaugen, die brutalen Hauer. Dennoch ließ er ihn hängen. Er war kein Kind mehr mit Kinderängsten.

Sagte der Mann, der vorhin fünf Gramm Blut geopfert hatte. Einem Bürstendackel. Er lachte.

Oh, Dicker, das tut gut.

Ein Lastwagen rauschte hupend an ihm vorbei, und da erst bemerkte Martin, dass er langsamer geworden war. Der Tacho zeigte sechzig. Er gab Gas.

»Warum lachst du?«

Martin schreckte auf. Mimi! Die Freisprechanlage hatte einen Nachteil: Man konnte vergessen, dass man telefonierte.

»Du kannst kein Heiliger sein, Martin, nicht permanent. – Hallo? Funkloch?«

»Bin da.«

Mimis Foto lächelte ihn vom Display an. »Brünett, Barrett, sehr nett« nannte sie selbst diese Aufnahme. Die Untertreibung des Jahrhunderts. Sie sah umwerfend aus.

Zwar hatte er sein Smartphone PIN-gesichert. Trotzdem löschte er alle Kurznachrichten an und von Mimi sofort, nachdem er sie geschrieben oder gelesen hatte, dito die Anruflisten. Obwohl Eva seine PIN nicht erraten würde, obwohl er das Handy nie in Maries Reichweite legte, spielte er mit dem Feuer. Er wartete nur darauf, dass Eva ihn einmal bat, ihr sein Handy zu leihen, in ihrem sei der Akku leer. Ein Zufall, ein ungelöschter Anruf, und es gab kein Herausreden mehr. Einzig Mimis Foto behielt er. Es käme ihm ansonsten vor, als lösche er Mimi.

»Ich habe ein Zimmer auf derselben Etage gekriegt«, sagte sie.

Mimi besorgte die Logistik für die Affäre, fand Treffpunkte, sogar die Ausreden erfand sie für ihn. Sie arbeitete als Übersetzerin, freiberuflich. Ideale Voraussetzungen für eine Affäre. Wäre da nicht ihr elfjähriger Sohn gewesen, Patrice. Noch ein unschuldiges Opfer.

»Willst du mir etwas sagen?«, fragte Mimi.

»Was meinst du?«

»Ich spüre doch, dass etwas nicht stimmt.«

»Seit über einem Jahr stimmt etwas nicht.«

»Du hast es deiner Frau gesagt! Wie hat sie reagiert?«

»Sie ...«

»Hat sie dich rausgeschmissen?«

»Mim, bitte, ich muss mich aufs Fahren konzentrieren. Da vorn kommt ein Unfall.«

»Du hast ihr *nichts* gesagt. Kannst du dir auch nur vorstellen, wie es ist, so auf kleinstem Raum gefangen zu sein? Ein winziges Stück auf dem Chip in deinem Handy, ein Zimmerchen in deinen Gedanken. So komm ich mir vor, jeden Tag, den ganzen Tag.«

Er schwieg. Für den späten Vormittag lag die Autobahn erstaunlich frei vor ihm. Die Fahrstreifen sahen aus wie Schläge – Felder – und der Begriff *Streifenbodenbearbeitung* geisterte ihm durch den Kopf.

»Lern endlich, loszulassen, Martin. Je länger du dich an deiner Ehe festklammerst, desto unglücklicher machst du euch drei. Du liebst mich. Eines Tages wirst du deine Frau sowieso ...«

»Mim, sorry, aber du nervst.«

»Gerade? Oder schon länger? – Nein, du hast recht, ich nerve.«

Sie schwiegen beide. Mimis Foto lächelte ihn an. Dieser Blick, neugierig auf die ganze Welt. Man kann zwei Frauen lieben, davon hatte ihn das letzte Jahr überzeugt. Bloß hasste man sich selbst dafür. Auf verdrehte Weise erschien ihm das gerecht.

Er überholte einen Lastwagen, der auf seiner Plane »*Kommen Sie einmal zu uns, kommen Sie immer*« versprach. Der Keiler an seinem Rückspiegel schwang unerbittlich wie das Pendel einer Uhr.

»Du und ich in Rio.« Martin schlug einen leichteren Ton an. »Mein Girl aus Ipanema.«

Mimi lachte und sofort fühlte Martin sich schuldig, weil er dieses Lachen so sehr liebte.

»Helô, das Mädchen, das Jobim zu dem Lied inspiriert hat«, sagte er, »diese Frau hat ihre Karriere, ihr ganzes Leben auf diesen Umstand aufgebaut.«

»Das Lied hat sie für immer mit dem Komponisten verbunden.«

»Sie war sogar im *Playboy*.«

»Ah, daher weißt du Bescheid.«

»Du wirst Rio lieben«, sagte er grinsend. »Sonnenaufgang am Cristo Redentor!«

»Ich freue mich auf den Sonnenuntergang in Villingen heute Abend. Und den Aufgang morgen früh. Vor allem freue ich mich auf die Zeit dazwischen.«

Sie wartete auf seine Antwort, aber ihm fiel nichts Besseres ein als:

»Ja.«

»Wir sehen uns doch?«, fragte Mimi ängstlich, ihre gute Laune dahin. »Wie verabredet?«

»Sicher.«

»Keine Abstecher, um uralte Butterfässer und vorsintflutliche Pflüge einzusammeln?«

»Heute befasse ich mich mit *Precision Farming*, *Strip-Till* und dem Korntankvolumen von Gründles Mähdrescher.« Er sagte nicht, wie dringend er den Auftrag brauchte.

»Unfall vorbei?«

»Auch nicht.« Unwillkürlich nahm Martin die Hand vom Steuer und berührte das Foto auf seinem Handy. Er schwieg.

»Ich vernachlässige Patrice«, sagte Mimi und zog die Nase hoch. »Und du vernachlässigst Marie.«

Marie weniger, dachte er, aber dafür Eva. Er sagte es nicht.

»Patrice wird die Woche bei deinen Eltern überstehen.« Er hörte kaum, was er sagte oder was Mimis erwiderte. Der Unfall war erlogen.

Von dem Unfall damals, als er ein Kind war, hatte er Mimi erzählt. Sie hatte darunter gelitten, dass Eva ihr so viele Jahre mit ihm voraushatte. Von dem Kind, das Eva ihr voraushatte, ganz zu schweigen. Er hatte diesen Zeitnachteil für Mimi überbrücken wollen, ja, aber er tat es zu brutal: mit der entsetzlichsten Geschichte seines Lebens.

Eva wusste von dem Unfall nichts.

Er wollte Mimi behalten. Anders als Eva. Sie wollte er nicht verlieren.

»Ich habe deinen Geruch überall an mir«, sagte Mimi jetzt und, als hätte sie seine Gedanken gelesen: »Selbst wenn du loslässt. Selbst wenn du mich wegstößt.«

Eine Harley wummerte vorbei, und Martin fragte sich, welches gewaltige Tier einen solchen Herzschlag hatte.

»Ich brauche dich«, sagte Mimi in das harte Tuckern hinein. Sie klang nicht weinerlich, nicht flehend. Sie traf eine Feststellung, und genau darum taten ihre Worte Martin so weh.

»Heute Abend«, fuhr sie fort. »Mach dich auf eine Überraschung gefasst.«

»Ich muss Schluss machen.« Säure schoss in seinen Rachen bei diesem Satz.

»Telefonate.«

»Ich werde nie dein *Girl from Ipanema* sein. Das wissen wir beide.«

»Mimi ...«

»Das Girl saß nicht im Rollstuhl, oder?«

»Du rollst so sexy, da kann kein Hüftschwung mithalten.«

Er gab ihr keine Chance, »Ich liebe dich« zu sagen. Er gab sich keine Chance, nichts darauf zu erwidern. Er legte auf.

Er trat das Gaspedal bis zum Anschlag und überholte das beneidenswerte Tier mit seinem Herz aus Stahl.



### Sommer. Drei Jahre zuvor.

Thomas. An dem Tag, an dem er in Elenas Leben trat, wäre er beinahe gestorben. Sie rettete ihn. Von dem Moment an fühlte sie sich für ihn verantwortlich. Die Liebe? Sie kam später und umso heftiger.

Elena lief zu den Fahrradständern. Sie hatte es zwei Stunden früher aus ihrer Mittagsschicht im Städtischen Klinikum geschafft. Trotzdem musste sie sich beeilen, wenn sie für ihr Date so umwerfend aussehen wollte, wie sie das plante.

Sie schwang sich aufs Rad. Um Zeit zu sparen, nahm sie die Abkürzung durch die Kleingartenanlage und stahlte sich für das Geschimpfe der Gärtner.

Zwei Jahre lang hatte sie sich auf 2Cheetahs.de getummelt und ausschließlich mit verheirateten Männern geschlafen. Das war unkomplizierter als eine Beziehung und der Sex betäubte die Sehnsucht in ihr. Nicht mehr. Ihre Arbeitstage als Krankenschwester ödeten sie fast so sehr an wie die einsamen Nächte. Sie hatte sich aus Trotz ein nur neunzig Zentimeter schmales Bett gekauft, wie um sich zu beweisen, dass sie niemanden brauchte. Die freien Tage aber zogen sich endlos und in ihrer Brust und ihrem Bauch wuchs das Loch zu einer Leere, die ihr die Luft zum Atmen nahm.

Nach der katastrophalen Trennung von Jo drei Jahre zuvor, dem überstürzten Umzug nach Karlsruhe und dem neuen Job hatte sie sich geschworen, sich erst einen neuen Mann in ihr Leben zu holen, wenn sie Jo, Jos Arroganz und Jos Lügen überwunden hatte. Sie war zweiunddreißig und sie konnte nicht länger warten. Scheiß auf Jo, scheiß auf den Schwur. Sie wollte endlich wieder in einem Doppelbett schlafen und keine Nacht allein.

Sie würde sich verlieben. Wenn nicht heute Abend in Daniel, dann nächste Woche in Fabian oder Torsten oder wen auch immer sie sich bei *Parship* aussuchte.

Am Tor der Kleingärten schüttelte sie einen bellenden Schäferhund ab und radelte durch die Nordstadt. Sie fühlte sich gut, sie fühlte sich richtig. Sie konnte endlich wieder atmen. Der arme Daniel, sie würde ihn mit ihrer Ausstrahlung und ihrer Gier nach Liebe überrollen. Kichernd fuhr sie auf die Brücke über die breite Einfallstraße und danach durch kühlen Wald und an Forschungseinrichtungen der Uni vorbei.

Von der Zufahrtsstraße zu einem der schwarz-weißen Neubauten kamen Rufe. Fahr weiter, sagte etwas in ihr, du willst nicht zu spät kommen.

Sie bremste. Vor einem Neubau, keine fünfzig Meter entfernt, halfen zwei Frauen in grünen Kitteln einem Mann in einem weißen Kittel die paar Stufen einer breiten Treppe hinunter. Auf die Entfernung sah er betrunken aus.

Elena fuhr trotzdem hinüber.

Der Mann war den kleinen Frauen – Reinigungspersonal vermutlich – aus den Händen geglitten und saß nun schief auf der Treppe.

»Ich bin Krankenschwester«, sagte Elena und stieg ab, »kann ich helfen?«

»Nein«, kam eine Stimme von der gläsernen Eingangstür. Eine junge Asiatin in einem weißen Kittel über einem zu kurzen Rock trat zu dem Mann. Sie sagte

etwas zu ihm auf Englisch, er aber rührte sich nicht, starrte nur blicklos vor sich hin. Sein Atem raste.

Er musste groß sein, wenn er sich aufrichtete, schlank, aber mit ungewöhnlich breiten Schultern. Sein ein wenig zu langes dunkles Haar war zerwühlt, die Spitzen nass von Schweiß. Er war zu bleich, dunkle Ringe hielten seine weit auseinanderstehenden Augen wie Schalen. Die großen Hände zitterten.

Er stank nach Alkohol.

»Betrunken«, sagte eine der Putzfrauen. »Ist hingefallen.«

»Thomas, I'll drive you home«, sagte die Asiatin zu dem Mann. Thomas also. Sein Kittel war nass. Kam daher der Alkoholgestank?

Die Asiatin funkelte Elena an.

»Darf ich mir Ihren ... Thomas mal ansehen?«, fragte Elena. »Ich fürchte ...«

»Ich bin Ärztin«, sagte die Asiatin in gebrochenem Deutsch. »Er ist ... *overworked*. Now, piss off.«

So viel zum Thema *höfliche Asiaten*. Elena hätte auf ihr Rad steigen und diese Fremden sein lassen sollen. Aber die Symptome, die der Mann zeigte, erinnerten Elena an etwas, was sie erst vor zwei Monaten bei einer Weiterbildung gelernt hatte.

»Sagt Ihnen qSOFA etwas?«, fragte sie die Asiatin. Ein neuer Schnelltest zur Diagnose einer Sepsis. Noch nicht offiziell eingeführt.

Die Ärztin ignorierte sie.

»Haben Sie ein Blutdruckmessgerät?«, fragte Elena und setzte sich vor Thomas auf die Stufen. Sie nahm seine Hand. Sie war heiß. Jede Wette, seine Bewusstseinsstrübung kam nicht vom Alkohol.

»Get your hands off«, warnte die Asiatin.

Elena ignorierte sie. Sie wusste genau, was im Kopf der Frau vorging. Sie erlebte das jedes Mal bei Ärzten, wenn sie deren Urteil offen anzweifelte. Hier kam etwas anderes hinzu: Eifersucht. Die junge Frau von Mitte zwanzig war offensichtlich in den Mann verliebt. Ihn schätzte Elena auf vierzig. Das perfekte Alter.

»Haben Sie eine Infektion? Thomas? Verstehen Sie mich?«

Er reagierte erst nicht, dann aber hob er seinen linken Arm.

Die Asiatin stieß einen überraschten Schrei aus. Unter einem Pflaster in der Ellenbeuge heraus schwoll die Haut rot und blau. Es sah aus, als hätte sich die Einstichstelle einer Spritze infiziert.

Zehn Minuten später fuhr der Rettungswagen vor. Als die Sanitäter Thomas einluden, fiel Elena nichts Besseres ein, als ihm ihre Mailadresse mit Kuli auf den gesunden Arm zu schreiben. Sie konnte nur hoffen, dass die eifersüchtige Ärztin die Adresse nicht entdeckte und wegwischte.

Das hatte sie nicht. Aber es dauerte vier Wochen und ebenso viele missratene Dates, bis die Nachricht von Thomas in ihrer Mailbox auftauchte wie ein Schatz.

*Liebe Namenlose,*

*leider habe ich jetzt erst erfahren, dass ich meine Rettung Ihnen verdanke. Cha Yun, eine meiner Mitarbeiterinnen, hat es mir gestern unter Tränen gestanden. Sie hat sich geschämt,*

*weil sie die falsche Diagnose stellte. Anbei auch Cha Yuns von Herzen kommende Entschuldigung. Sie ist Forscherin und keine klinische Ärztin.*

*Ich hatte zu lange gearbeitet, drei Tage nicht geschlafen, ich wollte unbedingt noch eine Messreihe mit Nervengewebe fertigmachen, bevor ich zu einem Arzt ging. Ich bin ja selber einer, ein Forscher, kein Praktiker. Hat man gemerkt. Weshalb ich nach Alkohol stank? Ich bin hingefallen, auf eine Flasche mit fünfundneunzigprozentigem Ethanol.*

*Kann ich Sie für verdünnten Alkohol gewinnen? In Form eines schönen Glases Rotwein?*

*Thomas Born*

Professor Thomas Born konnte.

Ohne es zu wissen, hatte Elena damals eine weitere Entscheidung getroffen: Thomas am Leben zu halten, gegen jeden Widerstand und koste es, was es wolle. Wenn sie an diesem ersten Tag im Krankenhaus gewusst hätte, wie hoch die Widerstände, wie hoch die Kosten sein würden – hätte sie sich von Thomas abgewandt, bevor es zu spät dafür war?

Oh, es war so was von zu spät.

## Dienstag

Das Ortsendeschild huschte vorbei und Martin gab Gas. Die Landstraße sah aus, als hätte man versucht, die Schlaglöcher mit Kuhfladen zu flicken. Urban, sein Chef, hatte ihm gestern erst den Termin bei Gründle in Weigheim reingeschoben, um sechs. Wollte Martin seinen Job behalten, musste er den alten Bauer von den Vorzügen des Kreiselschwaders überzeugen. Das hatte ihm Urban eingetrichtert.

Vor fast einem Jahr war Martin mit besten Zahlen in sein neues, das schwierigste Verkaufsgebiet versetzt worden. Wenn es einer reißt, dann du, sagte Urban. Bisher hatte Martin zu wenig gerissen. Zusammen mit der Umstrukturierung und dem riskanten Spiel von Kollege Gernot kipelte sein Job wie ein Stuhl auf zwei Beinen. Weil sie letztes Jahr Evas Bruder Gernot – ja, noch einer – einen Haufen Geld geliehen hatten. Gernot – Geldnot. Was für ein idiotischer Zufall. Eva bezweifelte, dass sie die dreiunddreißigtausend wiedersahen. Martin glaubte weiter daran, dass sein Schwager bald zahlte. Er war ein Optimist, fand das Gute in jedem Menschen. Nur bei sich selbst fiel ihm das zunehmend schwerer.

Die Straße führte in einen Wald, schraubte sich in Kurven hinunter in ein Tal. Martin ließ das Fenster herunter und genoss die kalte, würzige Luft, das Wasser eines Wildbachs rauschte.

Als es ihm zu kühl wurde, schob er eine CD in den Player, Stan Getz und Astrud Gilberto, und Bossa nova wusch wie laues Meerwasser durch den Audi. Neben seiner Arbeit an den historischen Gerätschaften war diese Musik das Einzige, was ihn entspannte und zugleich mit Energie erfüllte.

Eva hatte das auch mal gekonnt.

Er und Mimi in Rio, eine ganze Woche! Eva würde derweil mit ihren Eltern und Marie zum Skifahren nach Tirol reisen. Sie hatte sich so leicht zu einem Urlaub ohne ihn überreden lassen. Ironischerweise sorgte ausgerechnet diese Arglosigkeit Evas dafür, dass er sich nicht auf den heimlichen Urlaub mit Mimi freuen konnte.

War das wirklich noch er, Martin Nowak, der jeden Tag die Frau belog und betrog, der er vor vielen Jahren die Treue versprochen hatte? Die er immer noch zu lieben meinte, nein, nein, die er *liebte*?

*What is love?* Ein Song aus den Achtzigern. Lange her. *Schuld war nur der Bossa Nova*. Gott, noch viel länger.

Seine Kunden schätzten seine Glaubwürdigkeit. Er wusste seine Größe und seine Ausstrahlung einzusetzen, die ihm etwas von einem gemütlichen Bären und einem lebensklugen Almhirten verlieh. Vor allem aber kannte er die Probleme seiner Kunden aus eigener Erfahrung.

Er war praktisch auf dem Hof seines Onkels Albert aufgewachsen, einem Zuckerrübenbauern, und hatte schon als Zwölfjähriger einen Rübenroder von Grimme vom Schlepper aus bedient. Die Maschinen faszinierten ihn. Er liebte ihre Namen wie den *Krautschläger mit Köpfer*. Sie klangen wie aus einer anderen, einer besseren Welt. Über Umwege – abgebrochenes BWL-Studium, Barmann,

Verkäufer von Möbeln, dann Autos und ein paar Jobs, an die er nicht mehr denken wollte – war er zu den Landmaschinen zurückgekehrt.

Die Maschinen hatten nie aufgehört, ihn zu begeistern. Vor allem drei Dinge liebte er an seinem Job: Er bekam leicht Nachschub für sein privates Landmaschinenmuseum in seinem Heimatdorf. Er lief viel draußen herum. Er war unter Menschen und doch, im Auto, auch viel allein.

Mit den Glocken von *Hells Bells* meldete sein Handy einen Anruf. Erleichtert sah er, dass es Gernot war. Nicht der Schwager, sondern sein Kollege vom Innendienst.

»Ich hab deine Prospekte abgeholt«, sagte Martin.

»War hoffentlich nicht zu viel Aufwand?«

»Ach was. – Darum rufst du nicht an, oder?«

»Nein«, sagte Gernot.

Martin seufzte. Wenn Eva wüsste, was er für seinen Kollegen tat, hätte sie ihn in den Senkel gestellt. *Du lässt dich mal wieder ausnutzen*. Also hatte er die Klappe gehalten. Natürlich hatte Eva recht. Es war ein Fehler, Gernot diesen zwielichtigen Gefallen zu tun: Martin schusterte ihm einige seiner Verkäufe zu, damit Gernot sein Soll erfüllte. *Ich stecke in der Patsche, Dicker, wie eine Ratte in der Falle*. Der Mann zog ganz allein zwei Kinder groß, er brauchte seinen Job dringender als Martin. Ein bisschen dringender. Eva und ihn konnte ein Jobverlust das Haus kosten.

Zu allem Unglück lief Gernots Plan schlechter als gedacht. Auf einmal hingen ihrer beider Jobs von einem einzigen Bauern ab: von Gründle, dessen Sturheit nur noch von seinem Geiz übertroffen wurde. Gernot hatte dem alten Landwirt verboten hohe Rabatte versprochen, alles unter der Hand. Wenn etwas schiefging und die Sache rauskam, würden sie beide aus der Firma fliegen und bekämen als Zugabe noch einen Zivilprozess angehängt.

»Gründle«, sagte Martin.

»Sorry, ja. Ich wollte dich warnen: JD persönlich kommt. Um zu sehen, wie du Gründle endlich den Kreiselschwader andrehst.«

»Was?«

»Beinahe JD. Immerhin Piccottini.«

»Der Vertriebsleiter Europa? Hör auf.«

»Im Ernst. Gehört zu ihrer neuen Masche: Überraschungsbesuche bei den ADs. Hast du den letzten Inhouse-Newsletter nicht gelesen? Na ja, wer liest den schon. Unser Lieblingschef wird auch dabei sein. Dazu drei, vier Speichel-lecker und ein Dutzend Azubis. Du bist Urbans bestes Pferd im Stall und Gründle ist der Prototyp eines schwierigen Kunden. Eine Herausforderung wie aus dem Lehrbuch.«

»Weiß Gründle Bescheid?«

»Sie haben ihm eine Vorhut geschickt.«

»Was, wenn er von den Rabatten anfängt?«

»Mach dir nicht ins XXL-Hemd, mein Guter. Du ziehst das durch wie geplant. Gründle weiß doch, wie's läuft.«

Martin brummte – seine Art, zu fluchen.

»Tut mir echt leid, Marti, aber ich hab's selbst eben erst erfahren.«

»Besser spät als nie«, sagte Martin. »Danke.«

»Du darfst Gründle zwanzig Prozent zusätzlichen Nachlass auf die neue Ballenpresse geben, ganz offiziell und als kleine Überzeugungshilfe, Gruß von Urban. Soll ja nichts schiefgehen, wenn Big Boss zusieht.« Gernot lachte. »Wenn der wüsste, dass der gute Herr Gründle den ganzen Kram fast für umme einheimst.«

»Ja, was, wenn?«

»Erzähl dem alten Griesgram den Witz von der Schwangeren und dem Presskanal. Und freu dich auf den Umtrunk anschließend, vom Feinsten und alles aufs Haus.«

»Ich tanze vor Begeisterung.«

»Ich werde niemals«, sagte Gernot mit einem scheußlichen amerikanischen Akzent, »meinen Namen auf ein Produkt setzen, in dem nicht das Beste steckt, das in mir ist.«

»Du mich auch.« Martin drückte den Anruf weg. Er legte den Kopf in den Nacken und blickte durch das Panoramaglas über ihm in die tiefen Wolken. Falls er Gernot hängen ließ, sahen seine eigenen Zahlen sofort besser aus. Er schüttelte den Kopf. Es würde sich eine Lösung finden, bei der alle profitierten.

Eine lang gezogene, unübersichtliche Kurve überraschte ihn, zu spät ging er vom Gas. Er steuerte gegen, holte den Audi zurück auf seine Spur. Da rannte etwas Dunkles von rechts Richtung Bach und direkt vor seine Motorhaube.

Martin bremste, das ABS ratterte, trotzdem verriss er panisch das Steuer. Keine gute Idee. Das Heck brach aus und schob auf die Gegenfahrbahn der schmalen Straße.

Kein Auto kam ihm entgegen. Sein Glück. Unwillkürlich senkte er den Blick auf seine Unterarme, als könnte er dort noch immer die Narben finden. Lass. Er schnaufte durch, es roch nach Gummi. Mit einem unwirschen Brummen wendete er den quer auf der Straße stehenden Wagen und fuhr weiter.

Was war das eben gewesen? Ein Wildschwein?

Sein Puls hämmerte in den Schläfen, seine Hände krampften sich wie festgewachsen ums Steuer. Der Keiler am Rückspiegel pendelte hin und her. Es sah aus, als grinste er.

Martin hasste diese Biester. Ihre kalten, bösen Augen. Paarten sie sich hier oben im Schwarzwald schon im Oktober? Rauschchaos. So nannte man es, wenn die Leitbache stirbt

*(überfahren wird)*

und die übrigen Bachen zur Unzeit rauschig werden.

Die Straße rollte sich unter ihm weg. Ein Wald hörte auf, der nächste fing an. Forst- und Feldwege kreuzten wie Einladungen zu neuen Leben.

Er musste pinkeln.

Sein Navi zeigte ihm, dass er sich zwischen zwei Ortschaften befand, deren Namen er noch nie gehört hatte. Die Stimme ließ er ausgeschaltet. Vermutlich blinkte das Display schon länger so vorwurfsvoll, hatte aber beneidenswert geduldig eine neue Route berechnet, nachdem er falsch abgebogen war.

Er fuhr in einen Forstweg hinein, der bergauf und tiefer zwischen Nadelbäume führte. Er war zeitig dran, er sollte Mimi anrufen. Sagen, dass er wegen des Pflichtbesäufnisses mit Piccottini später kam. Er wollte Mimi nicht in schlechter Stimmung treffen. Und sie erst recht nicht dazu verleiten, aus Wut bei Eva aufzutauchen.

Gleich. Erst pinkeln.

Der Wald endete und vor Martin breitete sich ein kleines Tal aus. Keine Ortschaft zu sehen, kein Haus. Wohin führte der Weg? Wohnte hier denn niemand? Die Menschen nahmen doch sonst alles in Beschlag. Wie Ameisen. Überall fand man welche. Früher oder später würden sie die Erde erdrücken. Er stellte sie sich vor, ein zu enger Pulli aus Milliarden von Menschen, der die Weltkugel erstickte. Ein blödes Bild und so fremd, als wäre es nicht aus ihm selbst gekommen. Er wollte darüber lachen, aber ihm war nicht danach. Das Bild der vielen Menschen klebte in seinem Verstand, das Wimmeln wie Schneegriesel hinter seinen Augen – ein Schauer überlief ihn.

Er hielt an, stieg aus und trat zu einem Baum am Wegrand. Die Sonne fand einen Spalt zwischen den Zweigen und gelben Blättern und wärmte sein Gesicht. Die Felder des Tals lagen brach und überwuchert mit Gräsern, wildem Korn und hier und da auch Raps. Das gelbe Leuchten zwischen dem Kraut noch im Oktober zeigte, wie die Menschen sich gegen die Jahreszeiten auflehnten. Früher hatten die Bauern im Winter ihre Scheune repariert, die Gerätschaften geflickt, das Haus renoviert. Heute kauften sie auf Pump Maschinen für die nächste Saison, wenn sich die alten nicht mehr reparieren ließen, nicht die Erträge brachten, die der Wettbewerb forderte, oder die Leistungen nicht erfüllte, die ein neues Gesetz vorschrieb. Heute spekulierten Bauern an Warenbörsen, demonstrierten in Brüssel und bekamen fürs Nichtstun mehr Geld als fürs Schuften.

Trotz all dem sehnte Martin sich nach dem Leben auf der anderen Seite seines Verkäufelälcheln. Nur für sich selbst arbeiten, nur von dem leben, was er der Scholle abrang, weg von allem Komplizierten. Weg von Entscheidungen. Einfach in den Tag hinein leben und am Abend Erde unter den Nägeln haben und ein Feuer im Kamin. Ja, das war romantischer Kitsch, der nichts mit der Realität der Landwirte zu tun hatte. Aber sehnen tat er sich trotzdem danach.

Ein Bild erschien vor seinen Augen: Er zeigte Marie, die ihre Sommerferien bei ihm auf dem Hof verbrachte. Ihre honigblonden Haare in zwei Zöpfen schauten unter einem Kopftuch heraus. Er sah ihr zu, wie sie seine Ziegen melkte. Es war peinlich, wie sehr ihm diese Vorstellung gefiel.

Was war er für ein armseliger Ehebrecher.

Er hielt noch immer seinen Penis in der Hand. Starrte das winzige schlaffe Ding an und stellte sich vor, wie Mimi es heute Abend in den Mund nehmen würde. Normalerweise hätte ihn der Gedanke hart gemacht.

Er spürte nichts.

Was, wenn Gründle nicht mitzog? Der Alte hatte seinen eigenen Kopf, den interessierte es nicht, ob ein hohes *Deere* von JD bei ihm auftauchte. Wenn Gründle einen sturen Tag hatte, ließ er sich auch mit einer billigeren Ballen-

presse nicht locken. Erst recht nicht mit Gernots Standardwitzen über Presskanäle und schwangere Frauen.

Sollte Martin sich unter Piccottinis Augen zum Idioten machen, blieb Urban keine Wahl, als ihn zu feuern. Das Versagen des kleinen Außendienstlers färbte auf den großen Boss ab.

Martin schlenderte zurück zum Audi. Ein Vogel pfiiff. Ein Stück weiter lugte ein Dach zwischen Bäumen hervor. Wer auch immer hier wohnte, hatte das ganze Tal für sich.

Er stieg wieder in den Audi. Sein Handy blinkte: entgangener Anruf. Er sparte sich den Blick aufs Display.

Mimi? Die Liebe seines Lebens.

Oder Eva? Die Frau seines Lebens.

Ein Schrei.

Martin fuhr zusammen. Da schrie ein Kind! War er von dem Haus da drüben gekommen? Von hier aus sah er das Dach nicht mehr.

*Hells Bells* noch mal. Er drückte den Anruf weg.

Der Vogel war verstummt. Der Schrei auch.

Ein Kind. Aber was hatte es geschrien?

Es hatte geklungen, als könnte danach kein weiterer Schrei mehr folgen.

Martin startete den Wagen.



## Dienstag

Die Frau öffnete die Tür zum Keller und machte das Licht an. Kühle Luft schwappte zu Ananya herauf. Sie roch nach dem Inneren der Erde. Nach panischer Angst, sauer und kotig.

»Du wischst den Vorraum unten und die Treppe«, sagte die Frau. »Dann darfst du gleich wieder rauf. Versprochen.«

Am Gürtel der Frau steckte der wie ein Spielzeug aussehende Elektroschocker. Ananya hatte lernen müssen, was geschah, wenn sie sich Befehlen verweigerte oder gar wegrannte.

Sie nahm Eimer und Schrubber und ging zögerlich nach unten. Der Kellervorraum mit seinen drei Stahltüren wirkte neuer als der Rest des Hauses, die Wände sauber und vor nicht allzu langer Zeit weiß gestrichen. In die schwarze Tür hatte die Frau ein neues Schloss eingesetzt. Ananya wusste noch nicht, wann sie diese Tür wieder aufschloss. Sie fürchtete den Tag.

Elena sah dem Mädchen nach, wie es Stufe für Stufe in den Keller hinunterstieg, als tauchte sie in kaltes Wasser. Sie ertrug den Anblick der kleinen Inderin kaum noch. Täglich führte er ihr vor Augen, dass sie schon vier Mal gescheitert war.

Sie setzte sich auf die oberste Stufe und schaltete den MP3-Player an. Er hatte Thomas gehört, nur deshalb benutzte sie statt ihres Smartphones das alte Gerät. Seine weiche Stimme füllte ihren Kopf und sofort ließ die Migräne nach.

»Stevenson berichtet, dass einundsechzig Prozent der Kinder, die von einem vorherigen Leben erzählen, am Ende Opfer einer Gewalttat geworden sind. Der große Teil der anderen ist jung gestorben, vor dem zwölften Lebensjahr.« Sie hörte Thomas zu, wie er über die Bedeutungen der Funde des berühmten Forschers spekulierte. Sie kannte das alles, Wort für Wort. Aber das reichte nicht. Sie musste weitergehen, weiter als Thomas. Weiter als Stevenson und sein Nachfolger Tucker. Weiter als sie alle.

Sie wusste nicht, wie alt Ananya war. Elf vielleicht oder zwölf? Lag hier das Problem? War die Kleine zu alt für den Übergang? Elena hatte keine Zeit gehabt, auf ein jüngeres Kind zu warten, sie hatte genommen, was der Mädchenhändler im Angebot hatte.

»Dass Stevenson ausschließlich Kinder ausgewählt hat, die von früheren Leben berichten, klingt schlüssig«, fuhr der MP3-Thomas fort. »Ihr Hirn ist weniger beladen mit Erinnerungen und Wissen, sie rufen die Informationen leichter ab. Dass er sich zunächst auf Kinder aus Kulturkreisen beschränkte, in denen man an Seelenwanderung glaubt – Inder, Afrikaner – hat ihm viel Kritik eingebracht. Nachvollziehbar. Man kann es aber ebenso gut umgekehrt sehen: In der westlichen Welt werden Berichte von Kindern unterdrückt, die über ein vorheriges Leben sprechen. Man tut sie als Fantasien ab, als Spiele, als Lügen. Weil sie nicht in unser Weltbild passen.«

Elena betrachtete den dicklichen Körper des Mädchens, wie er den Schrubber führte, wie sein langes Haar über Schultern und Rücken floss und den erstaun-

lich zerbrechlichen Hals entblöbte. Haar so schwarz wie Tinte, dicke Strähnen wie die Arme eines Tintenfischs.

Wie ... *Tentakeln*.

Woher war dieses beunruhigende Bild gekommen? Elena kratzte ihre Unterarme.

Ananya könnte eine Schönheit werden, trotz ihres runden Gesichts und der grünlich-braunen Haut. Wie es sich wohl anfühlte, wieder über einen so jungen Körper zu verfügen?

Etwas griff wie mit einer Faust nach Elenas Herz und sie schluchzte auf.

Wie hatte es so weit mit ihr kommen können? Sie war Krankenschwester geworden, weil sie Menschen *helfen*, weil sie Leben *retten* wollte. Und, sie lächelte, um sich einen Arzt zu angeln. Das immerhin hatte sie geschafft. Sobald sie Thomas wiederhatte, sobald sie die Migration besser verstanden, konnten sie und er mehr als *ein* Leben retten, viel, viel mehr. Den Rest, das musste sie sich immer wieder klarmachen, den Rest verbucht man unter *Kollateralschaden*.

»Was Peter Gulden alias Robert Linz erzählt hat, verändert alles«, sagte Thomas in ihrem Kopf, »nein, es *erweitert* es. Nehmen wir Kriege. In den ältesten Berichten aus der Zeit Alexanders des Großen oder aus der Epoche des Römischen Reichs erfahren wir von Männern, die als ein *anderer* aus dem Krieg zurückgekehrt sind. Man hat dieses Anderssein für eine Metapher gehalten, man wurde nicht stutzig durch die Vielzahl der Berichte. Was daran lag, dass die meisten von Frauen stammten. Denen schenkte man früher viel zu wenig Gehör. Was genau hatten die Soldaten erlebt? Die meisten müssen zusammen mit Kameraden gestorben sein, Opfer von Gewalt wie Stevensons Forschungsobjekte. Soldaten lagen beim Sterben aufeinander, untereinander, ineinander verschlungen. Was, wenn sie als ein *anderer* zurückgekehrt sind, weil sie buchstäblich ein *anderer waren?*«

Wissenschaft, hatte Thomas gesagt, bedeutet, immer exakter herauszufinden, was man *nicht* weiß. Einem klügeren Menschen war sie nie begegnet. Von Objektivität besessen und viel weniger naiv, als Vorgesetzte und Sponsoren glaubten.

Sanfte Gongschläge meldeten einen Anruf. Ananya blickte zu ihr hoch. Die Fliesen glänzten vor sauberer Nässe.

Elena hielt die Aufzeichnung von Thomas an und zog das Handy aus der Gürteltasche. Sie hatte den Klingelton ausgesucht, der sie an den Patientenruf im Schwesternzimmer denken ließ. Idiotisch, sich die Mühe zu machen, denn niemand hatte diese Nummer.

Niemand.

Auf dem Display prangte *Unbekannter Anrufer*.

»Hallo?«, meldete sie sich zögerlich.

»Katja? Hi. Rate mal, wer dich so früh am Tag schon stört.«

Katja. Der falsche Name, unter dem sie mit Carl gemailt hatte. Dem nächsten potenziellen Kandidaten.

»Carl«, sagte sie wachsam. Fieberhaft dachte sie nach, was der Anruf bedeutete.

»Woher hast du diese Nummer?«

Carl lachte. Auf eine unangenehme Art passte das Lachen zu den Smileys, die er ihr in seinen Mails schickte. Am liebsten unterschrieb er mit einem Teufelchen-Smiley.

»Verrate ich dir«, sagte er. »Bei unserem Treffen.«

»Wir haben kein Treffen vereinbart.«

»Dann wird es Zeit.«

Carl. Ein in Berlin lebender und auch dort aufgewachsener Engländer. Er arbeitete als interner Revisor bei einer Unternehmensberatung. In seinen Mails beklagte er sich darüber, dass er nicht einen Freund dort hätte. Entweder seien ihm die Leute zu hip oder zu langweilig. So surfte er den ganzen Tag mit seinem iPad im Web, daddelte Online-Games auf seiner Playstation, trieb sich auf Dating-Portalen herum. Er spielte den stets Gutgelaunten, aber Elena hatte seine tiefe Einsamkeit sofort gespürt. Anscheinend besaß er noch eine andere Seite, und genau das beunruhigte sie jetzt.

»Ich habe dir meine Nummer nicht gegeben.«

»Bist du dir sicher?«

»Sag mir, woher du die Nummer hast. Dann reden wir über ein Treffen.«

»Du hast eine spröde Stimme. Gefällt mir, doch.« Er sprach erstaunlich gutes Deutsch. Aber vielleicht war er gar kein Engländer. Vielleicht hatte nicht nur sie sich eine Identität erschaffen.

Sie winkte dem Mädchen zu, jetzt die Kellertreppe zu putzen, und trat in den Hausflur.

An Carl arbeitete sie seit Wochen. Sie durfte ihn nicht verscheuchen. Dieses Mal musste es der Richtige sein. Sie schloss die Augen und streifte ihre Rolle der Katja über. Zurückhaltend, naiv, ein vermeintlich leichter Fang für unsichere, einsame Typen. So zeigte sie auch das Foto in ihrem Dating-Profil. Das auf dem Foto war nicht sie, sondern irgendeine Frau aus dem Internet, die ihr vage ähnelte. Elena fand, dass sie besser aussah als diese Fremde. Von den Männern, die sie traf, hatte sich nie einer beschwert.

»Du, entschuldige«, sagte sie ins Telefon, »ich hab meinen Kalender nicht hier. Darf ich dich heute Abend anrufen? Whatsappen? Wenn du willst, machen wir dann was aus.«

»Wir machen was«, sagte er fröhlich und legte auf.

Elena lief ins Bad und nahm eine Tablette gegen die zurückgekehrte Migräne. Es war unmöglich, von ihrem Dating-Profil oder ihrer E-Mail auf ihre Telefonnummer zu schließen. Das Profil hatte sie erlogen, für die Mail-Adresse hatte sie falsche Angaben gemacht. Trotzdem, sie war keine Computer-Spezialistin. Vielleicht gab es für einen versierten Hacker Möglichkeiten. War Carl ein Hacker?

Wer war er wirklich? Und was wusste er von ihr?

Brachte er ihre Pläne in Gefahr?

Nach dem Putzen durfte Ananya wie jeden Tag nach draußen auf die Terrasse hinterm Haus. Die Frau kettete sie an eins der Stuhlbeine. So viele Vorsichtsmaßnahmen, und alles hatte sie sich selbst zuzuschreiben. Wäre sie doch niemals weggelaufen!

Zwischen den zersprungenen Fliesen wucherten Kräuter und ein Bäumchen, das sich so hoch reckte wie die Sitzfläche der Stühle. Als Ananya zum ersten Mal hier saß, war von dem Baum noch nichts zu sehen gewesen. Sie fröstelte in ihrem Sweatshirt und wartete darauf, dass sie den warmen Tee ausschenken durfte.

Die Frau bemerkte die Kälte nicht. Vielleicht, weil sie in ihrem Inneren längst erfroren war. Wie sie sich schon wieder die Schläfen rieb. Als säße ein Tier dahinter, das kratzte und biss, um hinauszukommen.

Sie tat Ananya leid.

Die Frau zerfiel wie diese Terrasse, wie das ganze Haus. Sie wusch sich nicht, trug immer dieselben Jeans, dasselbe rot-schwarze Holzfällerhemd. Neben Ananyas Dida wohnte eine alte Frau, Gajendra, die den Verstand verloren hatte.

Die Frau hier roch genau wie Gajendra.

»Deinen Arm«, sagte sie.

Gehorsam krepelte Ananya den Ärmel hoch und hielt ihr den rechten Arm hin.

Während die Frau die Blutdruckmanschette aufpumppte, spielte Ananya an ihrem Nasenstecker, ihrem letzten Andenken an zu Hause. Die Schraube innen fehlte. Bald musste auch dieses Andenken verloren gehen. Umso wichtiger war es, auf eine baldige Rückkehr nach Hause zu hoffen und dafür zu beten.

Der Druck auf ihrem Arm ließ nach und die Frau packte die Manschette weg. Sie wirkte zufrieden und notierte etwas in ihren Laptop-Computer. Wie jeden Tag folgten nach der Untersuchung die Fragen. Und erst danach gab es den Tee. Wie die Belohnung für ein abgerichtetes Äffchen.

Die Frau stieß die Luft aus. Ihr Atem verwirbelte den Dampf aus der Kanne vor ihr.

»Hast du dich erinnert?«, fragte sie sanft.

Ananya regte sich nicht. Noch war nicht der Zeitpunkt für ihre Antworten. Sie kannte die Frau inzwischen gut.

»Du weißt noch dein erstes Wort? Das nach dem Erwachen in diesem Körper?« Die immer gleichen Fragen.

»Nein«, log Ananya.

»Bist du sicher?«

»Ja.«

»Du musst dich mehr anstrengen.«

»Ich strenge an. Ich ...« Ananya verdrehte die Augen, nur ein bisschen. Sie könnte in einem Bollywood-Film mitspielen. »*Rettungsring*«, hauchte sie.

Die Frau lehnte sich zu ihr herüber und flüsterte ihr ins Ohr, ihr Atem kitzelte:

»Thomas?«

Ananya rührte sich nicht, sagte kein Wort, rieb nicht mal ihr juckendes Ohr. Sie gab sich Mühe, nicht auf das Handy zu starren, das neben ihrer Tasse lag. Selbst wenn sie es stehlen konnte – wen sollte sie anrufen?

Die Frau seufzte. Ihre Beine stießen gegen das Bäumchen. Sie trat fester zu, bis der dünne Stamm brach. Sie hatte keinen Respekt vor dem Leben.

»Das Kennwort«, sagte die Frau, »das du in Tuckers Institut hinterlegt hast. Ist es dir eingefallen? Du erinnerst dich an Jim Tucker? Ian Stevenson? Die Reinkarnationsforscher? Die Kinder, die von fremden Leben berichten?«

Ananya hatte die Namen schon oft gehört. Aber wovon genau die Frau sprach, das wusste sie so wenig wie vor einem halben Jahr. Im Computer hatte sie keine Antworten auf diese Fragen gefunden. Die Antwort war wichtig. Wichtig genug, dass ihre Täuschung daran scheiterte?

Sie hatte etwas anderes entdeckt.

»Meran«, sagte sie in derselben hohlen Stimme wie eben. »Du und ich.«

Die Frau packte ihre Hand, drückte so fest zu, dass Ananya aufschrie.

»Du weißt es wieder! Weißt du auch das Jahr? Erinnerst du dich an Dorf Tirol, wie wir ...«

Ananya sagte nichts, und wie erwartet erlosch das Funkeln in den Augen der Frau und sie sank in sich zusammen. Mit zugekniffenen Lippen wandte sie sich ihrem Computer zu.

Ananya erinnerte sich daran, was ihre Dida gesagt hatte:

»Wenn zwei Menschen so tun, als wäre etwas wahr, dann wird es wahr.«

Vielleicht war sie eine gute Schauspielerin, vielleicht auch nicht. Mit ihren Lügen kam sie vor allem aus einem Grund durch: Die Frau *wollte* ihr glauben.

Obwohl es um ihr Leben ging, tat es Ananya leid, die falschen Hoffnungen in der Frau zu nähren. Wie lange noch, bis sie dahinterkam, dass ihre schrecklichen Experimente versagt hatten, jedes davon? Dass die Opfer umsonst gewesen waren, jedes von ihnen? Wie lange noch, bis sie den Tod ihres Mannes akzeptierte?

Für sie hatte die Frau anschließend keine Verwendung mehr. Ihr drohte dasselbe wie den Männern: die Spritze.

Die Frau nickte ihr zu, und Ananya goss Tee aus. Der Deckel der schweren Kanne fiel in ihre Tasse. Heißer Tee spritzte Ananya ins Gesicht.

Sie schrie auf.

Nicht, weil es besonders wehtat. Sondern weil etwas in ihr zu lange stillgehalten und sich wie ein Stopfen auf ihr Leben gelegt hatte. Der Tropfen hatte den Schrei gelöst und der Schrei löste den Stopfen, und Ananya schrie weiter, sie kreischte, so laut sie konnte. Es fühlte sich an, wie Freiheit zu atmen.

»Devi«, rief sie, auf Bengali, ihre Lieblingsgöttin an, »schick mir Hilfe. Ich opfere dir das Wertvollste, was ich besitze.«

Ein Schlag riss ihr die Worte ab. Sie roch Blut. Die Ohrfeige der Frau hatte ihr den Nasenstecker herausgerissen, das letzte Andenken an zu Hause. Hastig kniete Ananya sich hin, um ihn aufzuheben.

»Mach das noch mal«, sagte die Frau, »und du kommst in den Keller.« Mit der Fußspitze schob sie den blutigen Stecker vor Ananyas Fingern weg in eine Ritze zwischen den Fliesen, wo er für immer verschwand.

Ananya starrte in die Ritze. Tränen erlaubte sie sich nicht. Sie musste stark bleiben. Der kleinste Fehler, und die Frau durchschaute ihren Betrug und würde sie töten. Die Enttäuschung der Frau über den unumkehrbaren Verlust ihres geliebten Thomas kannte keine Grenzen.

Große Liebe. Großer Hass.

Vor dem Hass der Frau würden sie weder ihre Dida retten noch die Göttin.

## Dienstag

Martins Firmenaudi rumpelte über die schmale Straße mit aufgeplatztem Asphalt, vorbei an einem überwucherten Feld. Es roch nach fauligem Gras, die Sonne brannte durch das Glasdach. Weiter vorn, hinter Büschen, Bäumen und Gestrüpp, glitzerte sie auf den regennassen Schindeln eines Satteldachs.

Er bremste und stellte den Audi am Wegrand ab. Stille. Nur ein Wind raschelte durch die dünnen Reste von wild wachsendem Roggen und Unkraut, seit Jahren hatte keiner mehr diesen Schlag bestellt. Weder das Klima noch der Boden für Winterroggen hier.

Martin öffnete die Tür, wollte aussteigen, da sah er in dem Gestrüch einen zerfallenen Torbogen, dahinter eine halb zugewachsene Einfahrt. Der Anblick ließ ihn an einen Raubfisch denken, der sein Maul mit Algen behängte, um seine Opfer in die vermeintlich sichere Höhle zu locken.

Er klappte die Außenspiegel ein und manövrierte den Audi durch die enge Einfahrt. Efeu, Rosen und Glyzinien schabten und kratzten an den Türen und Fenstern und schlossen sich hinter ihm wie ein Vorhang. Er hielt auf einem kleinen Platz, zehn auf zehn Meter. Dahinter wartete kein Dornröschenschloss, sondern bloß ein unspektakuläres älteres Haus.

Er stieg aus, nasses Unkraut und Brennesseln netzten seine Beine. Mehr Kraut wucherte auf den Fensterbänken und auf dem Dach. Aus den Resten der Regenrinne und sogar aus einem Stück Hauswand wuchsen kleine Bäume. Die Stille umgab alles wie eine zweite Haut.

»Hallo?«, rief er. »Jemand da?«

Von dem Plastikschildchen neben der Türklingel war der Name abgeschabt. Martin drückte trotzdem und lauschte, mehr nach einem zweiten Schrei als nach einer Klingel im Innern des baufälligen Kastens. Er hörte weder das eine noch das andere.

Wahrscheinlich hatte er sich das Geschrei bloß eingebildet. Konnte es ein Tier gewesen sein? Ein sterbendes Tier, ein Tier im Todeskampf? Im Frühjahr hatte es die ersten Sichtungen von Wölfen auf der Baar gegeben.

Er wartete ein paar Momente, dann ging er zurück zum Auto. Er hatte die Wagentür schon geöffnet, als er noch einmal zum Haus zurückblickte.

Das Kind – sei ehrlich, Dicker, es war kein Tier gewesen – das Kind hatte in einer fremden Sprache geschrien. Einbildungen funktionieren nicht so, oder? Beunruhigt ging er zurück zur Haustür.

Er klopfte gegen die blinde Scheibe in der oberen Hälfte der Tür.

»Jemand zu Hause?«

Nichts regte sich. Er ging links um eine Ecke, an einem Haufen alter Schindeln vorbei. Hoffentlich fing er sich in dem hohen Kraut keine Zecken ein, seine FSME-Impfung lag eine Weile zurück.

»Hallo?«, rief er.

Neben dem Haus hatte in den letzten Wochen eine Sense gewirkt. Das abgemähte, angefaulte Gras lag noch da. Jemand lebte hier.

Er ging weiter bis zu einem schmiedeeisernen Gartentor. Ein brüchiger Steinbogen wölbte sich darum, eine massive Kette hielt es zu. Zwischen all dem Zerfall und Wachsen wirkte die glänzende Kette aggressiv wie ein Wachhund.

»Hallo?«, rief er. »Ich habe einen Schrei gehört ...« Aus seinem Auto meldete sich sein Handy. Er warf einen Blick auf die Uhr.

Er musste los. Weder Gründle noch Piccottini sahen ihm auch nur eine Minute Verspätung nach. Und je länger der alte Bauer warten musste, desto eher würde er sich verplappern – und Gernot und ihn den Job kosten.

Er hatte sich gerade umgedreht, als hinter ihm eine Stimme sagte:

»Das ist Privatbesitz. Gehen Sie.«

Eine Frau. Er wandte sich zu ihr um, eine Sekunde sicher, dass sie ihm eine Mistgabel entgegenrecken würde.

Sie stand nur da, auf der anderen Seite des Gartentors. Unbewaffnet. Ihr Alter ließ sich schwer schätzen. Den zierlichen Leib verhüllte ein weiter Kapuzenpulli mit dem Aufdruck *UVA Charlottesville*, unter dem ein kariertes Holzfällhemd herauschaute. Die Kapuze versteckte die Haare und einen Teil des Gesichts, den Rest verdeckte eine große Sonnenbrille. Aus einer erdverschmierten Jeans ragten nackte Füße.

»Ich habe einen Schrei gehört«, sagte Martin. Er kam sich blöd vor.

»Das war ich«, sagte sie.

»Hat sich wie ein Kind angehört.«

»Es war Bengali. Ich war mit einem Inder verheiratet.«

»Ah«, sagte Martin. Er hatte keine Ahnung, wie Bengali klang. Aber dass die Frau das wusste, ließ ihn an seinem Gehör zweifeln. Vielleicht hatte tatsächlich sie geschrien. Sie war ja gebaut wie ein schwächtiges Mädchen.

»Kennen Sie einen Carl?«, fragte sie. »Mit C? Aus Berlin?«

»Wie bitte?« Konnte es sein, dass die Frau sie nicht mehr alle beisammen hatte? Wer mit gesundem Verstand lebte in einer solch downgesitzten Version eines Dornröschenschlosses? Sie roch wie seit Wochen nicht gewaschen. Auch psychisch Kranke vernachlässigen sich.

Er hörte Evas Warnung: Denk an deine Tochter. Er sollte gehen. Aber etwas hielt ihn. Sein Instinkt? Oder wollte er bloß nicht zu seinen Terminen?

»Ich will nicht aufdringlich sein«, sagte er. »Ist mit Ihnen wirklich alles in Ordnung?«

»Mir geht es gut«, sagte sie. Sie lächelte, wie über einen privaten Witz.

»Ich habe einen Termin«, sagte er. »Ich verkaufe Landmaschinen. Die mit dem Hirsch.«

»Ich brauche nichts.«

»Nein«, sagte er und blickte sich um. »Aber vielleicht haben Sie alte Gerätschaften oder Werkzeuge? Von früher? Ich bin Sammler, ich betreibe nebenher ein kleines Museum. Sie kennen die IGHL? Die Interessengemeinschaft historische Landmaschinen?«

»Sie sind allein?« Sie blickte an ihm vorbei zum Wagen.

»Vertreterchicksal.«

»Haben Sie in der Gegend zu tun?«

»Nein. Ehrlich gesagt«, er kratzte sich im Nacken, »ich habe mich verfranz.«



»Sie sind also nicht da, wo Sie sein sollten?«

Noch so eine merkwürdige Frage.

»Kein Mensch weiß, dass ich hier in der Gegend bin. Ich weiß ja nicht mal selbst, wo genau ich herumkurve. Kein Thema, kein Problema, mein Navi verrät es mir gleich.«

»Wir haben hier im Tal nicht immer Empfang«, sagte sie.

Wir.

Sie legte eine schmale Hand an die Stäbe aus abblätternender schwarzer Farbe und Rost. Bei der Bewegung hoben sich Pulli und Hemd. Etwas steckte im Bund ihrer Hose. Ein Schraubenzieher? Ein Messer?

Sie musterte ihn. Die Sonnenbrille war nicht sehr dunkel, und er bemerkte die so unterschiedliche Form ihrer Augen. Das eine fast rund, das andere mandelförmig. Vielleicht sah sie sogar gut aus. Sie vermittelte den Eindruck, als benötigte sie Hilfe.

Du und dein Helfersyndrom, hörte er Eva. In kulanterer Stimmung sagte sie *Beschützerinstinkt* dazu.

»Warum«, er räusperte sich, »warum haben Sie geschrien?«

Sie schüttelte den Kopf, drehte sich um und verschwand um die Ecke des Hauses.

»Bitte, kommen Sie zurück!« Krampfhaft suchte er nach etwas, um das Gespräch zu verlängern. Ihm fiel nichts Besseres ein als: »Darf ich mal Ihre Toilette benutzen?«

Keine Antwort. Kein Vogel sang. Ein Wind hatte aufgefrischt und schüttelte Tröpfchen vom hohen Gras und dem dichten Buschwerk, das den Platz und das Haus umstand. Das grüne Laub überall, das trotz der Hochlage noch keine Spur von Herbstfärbung zeigte, verlieh dem Ort etwas Zeitloses.

Die seltsame Frau kam nicht wieder. Wenn sie sich nicht helfen lassen wollte, auch gut. Durch den esoterischen Duft von feuchten Kräutern ging er zum Audi. Die vier ineinander verschränkten Ringe des Logos verschwammen kurz und er sah eine Spirale, die sich in eine finstere Tiefe schraubte. Er blinzelte das Bild weg.

Rückwärts durch die enge Einfahrt? Vergiss es. Er fuhr bis zur Hauswand vor und setzte zurück, um zu wenden. Er spürte ein kleines Hindernis, wahrscheinlich ein Stein, und gab ein wenig mehr Gas.

Ein Fehler.

Etwas knallte gegen die hintere Stoßstange, dann folgte ein kurzes, gequetschtes Quietschen.

Martin sprang aus dem Wagen und lief nach hinten. Der rechte Reifen saß exakt in der Mitte eines Rechens mit zehn Zentimeter langen Stahlzinken. Nichts Historisches, sondern ein Gerät aus dem Baumarkt. Leider eine stabile Marke, und bei den Autoreifen hatte die Firma gespart. Mindestens drei Zinken hatten sich im Gummi verbissen. Das Biest von Rechen lag im hohen Unkraut versteckt, wo es nur auf einen Trottel wie ihn gelauert hatte.

Er zerrte den Rechen aus dem Reifen. Die Luft blieb drin, aber sicherheits halber musste er ihn wechseln. Schmutzige Hände, dreckige Klamotten –

Gründle war das egal, aber Piccottini erwartete ein gepflegtes Auftreten samt Krawatte.

Halbherzig trat Martin gegen den Reifen. Dann lud er den Kofferraum aus, um an das Ersatzrad zu kommen. Wieso hatte er sich bloß von Gernot bequatschen lassen, die fünftausend Broschüren selbst in der Druckerei abzuholen!

Er hatte den ersten Karton noch in der Hand, als sein Handy eine SMS meldete. Sie kam nicht von Mimi, sondern von Eva.

»*marie!!! sos*«

Er starrte aufs Display. 17:39, sagte die Uhr über der Nachricht. Die Wetter-App zeigte eine dunkelgraue Wolke und elf Grad Celsius.

SOS.

Marie. Mit drei Ausrufezeichen.

Gab es noch andere Bedeutungen von SOS? Eine neue Abkürzung in WhatsApp, die er nicht kannte? So etwas wie HDL, *Hab Dich Lieb?*

Von hinterm Haus ertönte ein Kreischen.

Kein Kind, kein Bengali, einfach nur Schrecken oder Schmerzen. Er nahm das Handy und rannte zur anderen Seite des Hauses.

Eine Entscheidung, die er den Rest seines Lebens bedauern würde.

## Dienstag

Zurück in Ananyas Zimmer kettete die Frau Ananya an den Heizkörper. Durch die zugezogenen Holzläden mit ihren gebrochenen Lamellen fiel kaltes Licht.

Mehr müde als wütend sagte die Frau:

»Was ist nur in dich gefahren?«

Ananya kauerte sich in eine Ecke des Bettes und schwieg.

Die Frau blickte hinaus und versteifte sich. Zwar hatte sie das Fenster an den Rahmen genagelt, aber das Geräusch drang trotzdem herauf: Ein Auto fuhr in den Hof.

»Du bist still, verstanden?« Die Finger der Frau verkrampften sich am Fensterahmen. »Ich lasse dich sonst nie mehr aus dem Keller.«

Ananya wiegte den Kopf bejahend hin und her. Sie würde schreien. Dann fand man sie und holte sie hier heraus und die Frau konnte sie nie mehr in den Keller sperren und an das Bett fesseln und ihr die Spritze geben.

Als hätte die Frau ihre Gedanken gelesen, zog sie ein Halstuch aus der Tasche ihrer Jeans. Sie packte Ananyas Bein, zupfte ihr eine Socke vom Fuß und stopfte sie ihr in den Mund. Mit dem Halstuch knebelte sie Ananya, band den Knebel mit drei festen Knoten in ihrem Nacken zusammen und lief nach unten.

Ananya versuchte zu schreien. Sie produzierte nur ein kraftloses Stöhnen. Hastig fingerte sie an den Knoten und brach sich einen Nagel ab. Das tat weh.

Sie fummelte weiter, aber Blut machte ihre Finger schmierig und die Schmerzen wurden schlimmer. Mit einem frustrierten Stöhnen gab sie auf.

Sie betete. Dafür, dass der Besitzer des Autos ins Haus kam. Dass er sie hier fand und zu ihrer Dida brachte.

Ananya ließ die Glieder ihrer Fußkette durch ihre Hände wandern. Das Eisen kühlte den Finger. Einmal hatte die Frau sie dabei beobachtet. Sie hatte gelacht und gesagt, die Kette wäre ihr Rosenkranz. Ananya wusste nicht, was sie mit *Rosenkranz* meinte.

Beinahe ein Jahr war es her, dass sie von hier weggelaufen war. Beinahe ein Jahr – weniger einen Tag – trug sie ihre Fessel aus hart-hartem Eisen.

Sie rieb über das Metall und hielt sich den blutenden Finger unter die Nase. Der Zug in Dum Dum hatte so gerochen, draußen auf den Gleisen, wo der falsche Kontrolleur sie hingebracht hatte. Der Container hatte so gerochen, in dem sie die bis dahin schlimmsten Wochen ihres Lebens verbrachte. Ihre Gefangenschaft roch so, ihre ganze Welt roch immer auch nach Eisen. Und nach Blut.

Nach dem letzten Besuch bei ihrer Dida war sie durch die Straßen Dum Dums gelaufen und bei *Dum Dum Station* in den Zug gestiegen. Sie hatte sich durch die Männer gezwängt, die sich in den offenen Türen drängten. Tränen prickelten auf ihrer Wange, so hatte ihre Dida mit ihr geschimpft. Anders als ihre Mutter schimpfte ihre Dida sonst nie. Sie bezahlte ihr die Schule. Sie hatte sie lieb.

Doch nach diesem letzten Besuch wollte Ananya nicht nach Hause, sie wollte nur weg. Niemand liebte sie mehr, auch ihre Dida nicht, sonst hätte sie nicht getan, was sie getan hatte.

In einem Waggon des grüngelben *Local Train* fand Ananya einen Platz zwischen zwei älteren Frauen. Sie unterhielten sich über ihren Kopf hinweg, als wäre sie nicht vorhanden. Und genau das wünschte sie sich in dem Augenblick: nicht mehr da zu sein, nirgendwo. Sie hatte gegen Tränen gekämpft, sie würde nicht weinen zwischen Fremden.

Da blieb ein Mann in einer Uniform und einem sehr eindrucksvollen schwarzen Schnurrbart direkt vor ihr stehen und sagte etwas zu ihr. Die Frauen aber redeten zu laut und Ananya verstand den Mann nicht. Sie ahnte, was er von ihr wollte: Er war ein Kontrolleur und sie hatte keine Fahrkarte.

Ohne nachzudenken, schlüpfte sie zwischen seinen und den Knien einer der Frauen hindurch und quetschte sich an den stehenden Männern vorbei.

»Bleib stehen!«

Sie duckte sich und krabbelte über Füße und kroch an Beinen entlang und hoffte, dass der Mann mit der Uniform ihr nicht folgte. So ein wichtiger Beamter machte sich lächerlich, wenn er einem kleinen Mädchen hinterherlief.

Aber dann hatte sie das Ende des letzten Waggons erreicht. Auch dort stand die Tür offen, auch dort drängten sich Männer und versperrten den Blick nach draußen. Ananya schaute sich um, aber sie fand kein Versteck. Sie zwängte-zwängte sich in eine Ecke, und stieß gegen einen Mann. Brutal schubste er sie von sich. Sie fiel in offene Arme – die des Kontrolleurs mit der Uniform und dem wichtigen Schnurrbart.

Er sagte kein Wort, ergriff nur ihre Hand, als wäre er ihr Vater. Ananya war darüber zu verblüfft, um sich von ihm loszureißen. Sie starrte nur den untersten Knopf seiner Uniformjacke an und musste an etwas denken, was ihre Dida ihr erklärt hatte: Uniformen tragen die Männer, damit sie denen ohne Uniform ungestraft wehtun können.

Ananya wusste, was sie meinte. Sie hatte dabei zusehen müssen, wie Polizisten ihren Cousin Sunil aus seinem Haus gezerrt und vor aller Augen verprügelt hatten. Einer hatte Sunil so fest ins Gesicht getreten, dass seine Nase brach und er die zwei oberen Schneidezähne verschluckte. Beinahe wäre er an ihnen erstickt. Der hübsche Sunil mit dem blendenden Lächeln war für immer zu Sunny Bruchgesicht geworden.

Ananya hielt sich in dem rüttelnden, schüttelnden Waggon mühsam aufrecht, die Hand des Kontrolleurs drückte in ihre Schulter. Stumm betete sie zu Devi.

Eine Minute später hielt der Zug an. Männer und Frauen drängten nach draußen. Auch der Kontrolleur ging und zog Ananya neben sich her. Am Ende des Waggons gab es keine Treppe. Der Kontrolleur ließ Ananya los und sprang auf die Gleise. Unten streckte er ihr die Hand entgegen. Sie dachte daran, zurück in den Waggon zu rennen, aber noch immer drückten sich Leute an ihr vorbei. Wollte sie nicht aus dem Zug gestoßen werden, musste sie springen. Sie warf sich in die Arme des Mannes in Uniform.

Er roch nach Knoblauch und Bockshornklee und Schweiß und er trug sie ein Stück die Gleise hinunter, bis sie auf einmal ganz allein im Gleisbett liefen.

Hinter ihnen setzte sich der Zug in Bewegung und Ananya warf einen Blick zurück. Die runden, weißen Puffer des letzten Waggons sahen ihr wie erstaunte und ängstlich-ängstliche Augen nach. Ihre Dida hatte ihr immer gesagt, sie solle den *Ladies Special Suburban* nehmen. Dort waren Frauen und Mädchen unter sich. Hätte sie doch dieses letzte Mal auf ihre Dida gehört!

Der Mann setzte sie ab.

»Da rüber.« Er nickte zu einem Schuppen, wo neben einem Haufen rostiger Klimaanlage ein paar junge Männer saßen und rauchten. Ihre Zigaretten rochen wie der Qualm verbrannter Leichen. Einer der Männer stand auf und kam ihnen entgegen. Während die anderen normal gekleidet waren in Hemden und weiten Hosen, trug er ein blutrotes T-Shirt, eine enge weiße Jeans und rote Turnschuhe wie ein Schauspieler aus Bollywood. Er lachte ein blendendes Lachen, es sah aus, als trüge er neben der Goldkette eine zweite aus Perlen im Gesicht. Wie Sunil vor den Tritten der Polizisten.

Ananya hatte sich nie zuvor so vor einem Menschen gefürchtet.

Der Mann sagte ihr, sein Name sei Shankar. Er fragte sie nach ihrem Namen. Sie konnte nicht sprechen vor Angst. Shankar lachte darüber, wahrscheinlich erlebte er das oft. Er holte ein Bündel Geldscheine aus der Tasche und zählte dem Mann in der Uniform zehn Hundert-Rupien-Scheine auf die Hand. Jetzt erst bemerkte Ananya, dass die Uniform des Mannes zerschlissen und schmutzig aussah, als hätte er sie einem Toten abgenommen. Die Beine bedeckten nicht mal seine Knöchel, während seine Hände halb in den zu langen Ärmeln verschwanden. Er sah lächerlich aus. Wieso war sie vor so einem davongearannt?

Ohne ihr einen Blick zuzuwerfen, drehte der Mann in der gestohlenen Uniform sich um und verschwand neben dem Schuppen. Auch die jungen Männer schlenderten davon. Ananya blieb mit Shankar allein.

Er musterte sie. Er roch wie ihr Baba, wenn er Haschisch geraucht hatte. Sein Blick war in sie gekrochen wie ein kalter Straßenköter, der sich wärmen wollte an ihrem Blut und ihrem Fleisch.

Jetzt zerrte Ananya hilflos an ihrer Kette, vergeblich drückte sie mit der Zunge gegen die Socke in ihrem Mund.

Draußen schrie die Frau. Der Mann hatte sie geschlagen! Gleich würde er die Treppe heraufgestürmt kommen und sie befreien.

Aber was, wenn es ein böser-böser Mann war? Einer wie Shankar?

## Dienstag

Mithilfe eines tief hängenden Astes wuchtete Martin seine zu vielen Pfunde ächzend über den verrosteten Zaun. Auf das Kreischen war kein Schrei gefolgt, niemand antwortete auf seine Rufe. Hatte die Frau ihn abgewiesen, weil jemand im Haus war, der sie oder ihre Mitbewohner bedrohte?

Martin schob sich durch ein Brombeergesträuch. Dornen rissen sein Hemd auf, kratzten über seine Haut, verfangen sich in seinem Haar. Kurz fürchtete er, stecken zu bleiben, dann gelang es ihm, sich aus dem Gestrüpp zu befreien.

Keuchend stolperte er in mehr Brennesseln, Kletten hafteten überall. Er blutete aus Kratzern an Händen und Armen, sogar im Gesicht, von den nassen Büschen klebte ihm sein Hemd auf der Haut.

Den Reifen zu wechseln und wegzufahren hätte ihn nicht so zugerichtet.

Er schnaufte an einem in die Hauswand eingelassenen Garagentor vorbei. Es sah zugerostet aus, aber die Spuren davor zeigten, dass in letzter Zeit ein Auto hinein- oder hinausgefahren sein musste.

Ein paar Meter weiter ragte eine Schubkarre aus dem hohen Gras, in ihrer Ladefläche lagen Schaufel, Spaten und Hacke. Am Blatt des Spatens klebte Erde.

Martin lief um eine Ecke des Hauses und blieb vor einer Terrasse stehen. Ein Trampelpfad führte zu einem anderen Gartentor und wand sich danach aus seinem Blick. Die Tür von der Terrasse ins Haus war zu, auf einem Korbtisch standen zwei gebrauchte Tassen und eine altmodische Teekanne, auf dem Boden drei leere Fressnapfe. Der feine Geruch von schwarzem Tee hing in der Luft.

»Hallo?«, rief Martin. »Wo sind Sie?«

Er stieg die drei Stufen zur Terrasse hoch und drückte gegen die Tür. Sie klickte auf. Er warf einen Blick in eine alte Küche und lauschte.

»Hallo?«, rief er.

Aus dem Garten hinter ihm kam ein zweiter Schrei, der in einem Schluchzen endete.

Er stampfte zu dem Trampelpfad, der ihn durch Brombeergestrüpp und einen vernachlässigten Obstgarten führte und nach zwanzig Metern an einem Schuppen aus Hohlblöcken endete. Der Geruch nach Holz und Teer wallte ihm entgegen. Eine Sense lehnte an der Wand, ein prächtiges Stück, über hundert Jahre alt. Er lief um die Ecke. Was er für einen Schuppen gehalten hatte, entpuppte sich als Hundezwinger, einen auf zwei Meter klein.

Die Gittertür klaffte weit offen. Auf dem Boden aus Zementstein lag die Frau, eingerollt wie ein Fötus. Ihr Gesicht hatte sie unter den Armen verborgen. Das hochgerutschte Hemd entblößte ein Stück Bauch und den Teil eines Tattoos. Niemand sonst zu sehen oder zu hören. Waren die Eindringlinge fort?

»Geht es Ihnen gut?«, fragte er überflüssigerweise, dann übernahm sein Training die Kontrolle. Er kniete sich in den Zwinger neben sie. Verletzungen sah er nicht. Er prüfte den Puls am Hals: Das Herz schlug kräftig und nur ein wenig zu schnell. Wahrscheinlich war sie bloß zusammengeklappt – Kreislauf,

Unterzucker, kein Wunder, so zerbrechlich, wie sie wirkte. Wer weiß, wann sie das letzte Mal etwas gegessen oder getrunken hatte.

Die zweite Teetasse. Wer hatte sie benutzt? Bestimmt kein Einbrecher.

»Keine Angst«, sagte er. »Das kriegen wir wieder hin. Und wenn nicht hin, dann eben her. Ich hole Ihnen etwas zu trinken.«

Die Frau reagierte nicht. Er streckte ihre Beine aus. Stabile Seitenlage? Oder sollte er gleich die Rettung anrufen? Unschlüssig zog er sein Handy aus der Tasche. Mieser Empfang. Und er wusste nicht mal, wo genau er die Sanis hinbeordern sollte. Wie hieß dieses Tal?

Die Frau fuhr hoch und im nächsten Moment jagte ein brutales Brennen und eiskalte Hitze durch Martin.

Ein Elektroschocker! Er stöhnte.

Die Frau rappelte sich auf.

»Wollte ihnen ... nichts tun«, ächzte er.

Mehr prickelndes Beißen, dann noch mehr, als sie ihn ein zweites, ein drittes Mal elektroschockte. Auf dem Boden des Zwingers sackte er zusammen. Das metallische Brennen lief durch seine Glieder, als suchte er panisch einen Weg nach draußen. Martins Kopf zuckte, sein linkes Bein zitterte. Seine Sicht verschmierte hinter Tränen. Er konnte sie nicht mal wegblinzeln, er spürte nur, wie sie ihm das Gesicht hinunterliefen.

Die Frau zwängte sich an ihm vorbei nach draußen.

»Ich habe sie ... sie nervös gemacht.« Sogar seine Zunge, seine Zähne kribbelten. »Tut ... tut mir leid.« Kein Wunder, dass die Frau sich verteidigt hatte. Er war über ihren Zaun geklettert und ihr nachgeschlichen. Wahrscheinlich hatte sie bloß eine Ratte gesehen und deshalb so geschrien.

Mit einem Ächzen richtete Martin sich auf und zog sich an den Gitterstäben in eine sitzende Stellung. Die zierliche Gestalt der Frau schien hin und her zu tanzen. Mit tauben Fingerspitzen rieb er sich die Augen.

»Lassen ... lassen Sie mich aufstehen.« Er wollte aus dem Zwinger hinauskrabchen. Ein weiterer Taserschok und noch einer trieben ihn ganz hinein.

»Hören Sie auf ...« Selbst seine Zunge schien an seinem Rachen Funken zu schlagen. »Ich tu Ihnen nichts.«

Darauf folgte das hässlichste Geräusch, das er je gehört hatte: das Zuknallen einer Gittertür aus massivem Stahl.

*John Alba*

*Hat Ihnen die Leseprobe aus  
John Albas*

## **Zwinger**

*gefallen?*

*Möchten Sie wissen, wie die Geschichte  
von Martin, Ananya und Elena hochspannend weitergeht?*

*Dann abonnieren Sie den kostenlosen Newsletter,  
um als Erstes vom Erscheinen des Buchs informiert zu werden.*

*Als kleines Dankeschön fürs Abonnieren erhalten Sie eine*

**XXL-Textprobe von ZWINGER**

*– die komplette erste Hälfte des Romans.*

*Als mobi für Kindle und andere,*

*als epub für Tolino und andere,*

*oder als PDF.*

<http://johnalba.de/newsletter>

*johnalba.de*

*facebook.com/AlbaPhantastik*

*twitter.com/AlbaPhantastik*

*Schicken Sie diese Leseprobe doch auch  
an eine gute Freundin oder einen netten Freund.*

*Danke.*